Genre-Bilder

aus den

schleswig-holsteinischen Feldzügen

von

1849 und 1850

aufgezeichnet

von

Richard Goß,

Seconde-Lieutenant im früheren 6ten schlesw.-holst. Inf.-Bat.

Leipzig.

Heinrich Matthes.

1851.

Motto:

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden Dir verleih'n,
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend hascht es ein.

(Freie Kunst, von L. Uhland.)

Seinem

verehrten Chef,

dem

ehemaligen Commandeur des 6ten schleswig-holsteinischen

Infanterie-Bataillons,

Herrn Major von Lüders

gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Von vorn herein muß der Verfasser der nachfolgenden Blätter bemerken, wie es beim Niederschreiben derselben durchaus nicht in seiner Absicht gelegen hat, und wie dies in einigen so eben erschienenen Werken über denselben Gegenstand der Fall ist, eine Erklärung des politischen Zusammenhanges der verschiedenen Acte des großen Drama's der beiden letztverflossenen Jahre oder gar eine Critik einzelner Persönlichkeiten, die in demselben aufgetreten sind, zu liefern. Er ist dabei von der Ansicht ausgegangen, daß der Blick des Zeitgenossen durch die allzugroße Nähe jener Ereignisse und Personen ein viel zu sehr getrübter und beschränkter ist, als daß er im Stande wäre, dieselben anders, als einseitig und partheiisch zu beurtheilen. Diese Beurtheilung ist seiner Meinung nach erst die Aufgabe des Historikers, wenn es der Zeit gelungen ist, den Schleier zu lüften, der für den Augenblick unserem Auge noch so manches Ereigniß und seinen Zusammenhang verhüllt.

Der Verfasser hat vielmehr nur versucht, im leichten Gewande der Skizze und Schilderung verschiedener Episoden aus den Feldzügen von 1849 und 1850 einen anspruchslosen Beitrag zur Characteristik dieser Feldzüge zu liefern, und hofft derselbe, daß diese wenigen Blätter nicht nur Allen denen, welche persönlich daran Theil genommen haben, durch Auffrischung so mancher alten Erinnerung aus dem Soldatenleben, sondern überhaupt Jedem, der sich für das Schicksal der Herzogthümer einst interessirte oder noch interessirt, eine nicht unwillkommene Lectüre darbieten werden.

Mit diesem Vorwort schickt der Verfasser seine „Genre-Bilder" in die Welt, in der Hoffnung, daß man ihnen als einer Erstlingsarbeit eine nachsichtsvolle Beurtheilung zu Theil werden lassen wird.

Kiel, im Juli 1851.

Der Verfasser.

I.

Schleswig.

Juni 1849.

Es war ein köstlicher Juni-Abend, als ich von einem Commando, das mich hoch oben aus dem nordischen Lager nach Rendsburg, dem militairischen Centralpunkt unseres Landes, geführt hatte, wieder auf der Rückkehr nach dem Norden begriffen war.

Auf einem requirirten Bauernwagen, dessen Führer, ein sehr gesprächiger Landmann von der schleswigschen Westküste, unterwegs reichlich für meine Unterhaltung gesorgt hatte, war ich Nachmittags von Rendsburg fortgefahren, und es mochte jetzt etwa acht Uhr sein, als wir in der Ferne der blauen Wellen der Schlei ansichtig wurden.

Die scheidende Juni-Sonne küßte mit purpurnen Strahlen die bescheidenen Strohdächer des Dörfchens Busdorf, in welches ich jetzt einfuhr und das eigentlich eine kleine Vorstadt von Schleswig bildet.

Wer erkannte in der stillen Feier, in dem tiefen Frieden des Sommerabends jetzt wohl den Ort wieder, wo vor einem Jahre an jenem denkwürdigen Ostertage die

donnernden dänischen Kanonen unseren deutschen Bundestruppen Kartätschen und Granaten entgegengeschleudert hatten? Die blanken Scheiben der kleinen, reinlichen Häuschen standen weit geöffnet, und vor den Thüren kugelten sich im Sande manche muntere Schaar kleiner, flachshaariger Schleswig-Holsteiner, deren Eltern auf einer Bank vor dem Hause die erfrischende Abendluft genossen. Nur einige Kanonenkugeln, die man als Wahrzeichen an den Stellen, wo sie eingeschlagen hatten, hatte einmauern lassen, zeigten noch, welche Wichtigkeit an jenem Schlachttage sowohl für Angreifer als Vertheidiger das Busdorfer Defilée gehabt und welchen harten Kampf man um seinen Besitz gekämpft hatte.

Nachdem man Busdorf passirt, betritt man den erst in späterer Zeit entstandenen südlichen Theil von Schleswig, den sogenannten Friedrichsberg, dessen Häuser mit blanken Spiegelscheiben und mit bizarr verschnittenen Linden vor den Thüren ein gar freundliches und gastliches Aussehen haben. In diesem Stadttheil zur rechten Hand liegt das, von einer schönen Lindenallee beschattete Taubstummen-Institut der Herzogthümer.

Da ich auf meiner Commandotour einen Tag Zeit erspart hatte, so beschloß ich, denselben morgen als Ruhetag hier in Schleswig zu verleben und beeilte mich daher, für heute erst ein Quartier zu finden, mir die nähere Besichtigung der Stadt, die ich zwar schon öfter gesehen, aber nie genauer in Augenschein genommen, für den morgenden Tag aufsparend.

Ich warf für heute also nur einen flüchtigen Blick auf das ehrwürdige Schloß Gottorf, dessen weißgetünchte Zinnen golden in der Abendsonne flammten, und beeilte mich, die Commandantur aufzusuchen, die ich bald fand und auch sogleich Quartier-Anweisung erhielt.

Mein Schicksal führte mich zu einem Tabacksfabrikanten, der in dem nordöstlichen Stadttheil von Schleswig, der Altstadt, wohnte. Er war ein freundlicher, jovialer Mann, der mich sogleich mit Cigarren regalirte und mir ein recht heimliches, gemüthliches Stübchen mit einer reizenden, weiten Aussicht auf die Schlei als Aufenthaltsort anwies. Nachdem ich mich an einem Gericht rother Grütze, einem vortrefflichen, wenn ich nicht irre, echt dänischen Nationalgericht, bestehend aus Reismehl, rothen Johannisbeeren und frischer Milch, gestärkt hatte, zündete ich meine Cigarre an, um für den Abend noch einen kleinen Streifzug durch die Altstadt zu machen.

Schleswig, an dem äußersten, westlichen Ende der Schlei, einem tief in das Land einschneidenden, aber sehr flachen und an seiner Mündung fast ganz versandeten Meerbusen, ist die älteste Stadt des Herzogthums. Die Stadt zieht sich in einer Ausdehnung von beinahe dreiviertel Meilen in einem weiten Bogen um die Schlei herum, welche Länge unsere Schultern und Füße oft im Stillen verwünschten, wenn wir auf Märschen die Stadt passirten und diese dreiviertel Meilen im Tritt und mit dem Gewehr auf einer und derselben Schulter, zurücklegen mußten. Da die Schlei nur von kleineren Fahrzeugen befahren werden

kann, so ist die Schifffahrt nur unbedeutend, während der Fischreichthum der Schlei einer großen Anzahl Fischerfamilien, welche in einem besonderen Stadttheil, dem Holm, wohnen, Nahrung und Unterhalt gewährt.

Ich wanderte also gemüthlich durch die ziemlich unebenen Straßen der Altstadt, als ein Haus, aus dem ein lautes, wirres Treiben erscholl und wohin Soldaten fast aller deutschen Staaten und in den verschiedenartigsten Uniformen strömten, meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Es war das Theater, doch hatte Melpomene, die Tochter des Friedens, ihre Kunsthallen dem Bachus überlassen müssen, an dessen Genüssen die leichtsinnigen Söhne des Kriegsgottes natürlich mehr Geschmack fanden, als an denen der keuschen Muse.

Ohne mich lange zu besinnen, trat auch ich ein und ein ziemlich starker Menschenstrom schob mich bald ohne alle Mühe in den Zuschauerraum. Das Schauspiel, das sich mir hier darbot, war ein so romantisches und malerisches, daß ich es kaum zu beschreiben vermag. Das Parterre und Parket war zu einem geräumigen Tanzsaal umgeschaffen worden, in welchem sich nach den Klängen einer lustigen Galoppade dichtgedrängte Paare munter auf und nieder drehten.

Welch ein Gewirre! Welch ein Gemisch von Uniformen und Dialecten! Hier tanzte ein leichter, feiner, hannoveraner Dragoner im blauen Waffenrock mit weißen Aufschlägen, die Feldmütze cokett auf ein Ohr gerückt, hinter einem kleinen, untersetzten, holsteinischen Artilleristen

mit dunkelrothem Kragen und Aufschlägen. Dort trugen gleichzeitig ein preußischer Musketier vom 12ten Regiment und ein baierischer Chevauxleger einer schmucken, kleinen Schleswigerin ihren Arm an, während die niedliche Kleine es ihnen beiden abschlug, da sie lange schon von einem churhessischen Husaren mit enger, reichverzierter Jacke engagirt war, der sich nur auf einen Augenblick entfernt hatte, um einige Erfrischungen für seine ermüdete Tänzerin herbeizuholen.

Nur mit Mühe gelang es mir, mich durch den Knäuel der Tanzenden und Zuschauenden hindurch zu arbeiten. Ich gelangte endlich zur früheren Bühne, aber noch bunter, noch abwechselnder war die Scene, die hier gespielt wurde, gegen die im Tanzsaal. Glaubte ich doch mich mitten in ein wirkliches Wallensteinisches Lager hinein versetzt.

In einer düsteren Walddecoration, die vielleicht noch von der Aufführung, Gott weiß, welches Ritter- oder Räuberstückes, die Bühne schmückte, war eine unendlich lange, aus rohen Brettern gezimmerte Tafel aufgeschlagen, zu deren Gästen fast alle deutschen Gaue ihr Contingent geliefert hatten.

Hier verlangte ein baierischer Infanterist: ‚a Maßl gut's Bier;‘ dort rief ein kleiner sächsischer Infanterist der geschäftigen Kellnerin sein: ‚Sein's doch so kütig, und bringen Se mir e Töpfchen Bier,‘ zu; hier rief ein Hannoveraner, seinen Säbel ohne Umstände auf den Tisch werfend: ‚einen Schoppen.‘ Die kleine, runde Kellnerin

hatte genug zu thun, die verschiedenen, ihr in ebenso vielen Mundarten zugerufenen Wünsche zu erfüllen, und nach geduldigem Harren gelang es auch mir, sie zu bewegen, mir nicht nur einen Stuhl, sondern auch einen Schoppen Rothen zu verschaffen.

Ich ergötzte mich im Stillen an dieser hier, wenn auch nur in sehr verjüngtem Maaßstabe, doch endlich einmal zur concreten Anschauung gebrachten deutschen Einigkeit, und während ich saß und meinem Rothwein fleißig zusprach, träumte ich vor mir hin, und die lange Wirthshaustafel wurde mir zu dem Sitzungstisch eines deutschen Volkshauses; die lustigen Soldaten zu eben so vielen Abgeordneten und ein langer Preuße, der neben mir mit großer Beredsamkeit seine tactischen und strategischen Kenntnisse entwickelte, zu einem glühenden Vertheidiger der deutschen Republik. Ich weiß nicht, wie lange ich diesen Träumereien wohl würde nachgehangen haben, wenn nicht das Verstummen der Musik und das Verschwinden der heiteren Gäste auch mich an die Heimkehr gemahnt hätte. — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Das Frühroth lag noch malerisch auf den leicht gekräuselten Wellen der Schlei, als ich schon wieder auf den Beinen war, und in vollen Zügen den balsamischen Hauch einathmete, der vom Wasser herüber durch das geöffnete Fenster in mein Schlafzimmer drang.

Wenige Augenblicke später trat ich aus dem Hause und schlenderte durch die Straßen Schleswigs, über die

noch die stille Sonntagsfrühe ihre Fittiche ausgebreitet hatte. Noch kein Tritt durchtönte die menschenleeren Straßen, und die ganze Stadt kam mir vor, als hätte sie gerade heute ihr sonntägliches Gewand angezogen. In tausend Strahlen warfen die blanken Spiegelscheiben, mit denen auch das kleinste Haus in Schleswig versehen ist, das Bild der Morgensonne zurück. Das war ein Blitzern und Glitzern, daß einem fast die Augen wehe thaten. Balsamisch dufteten die Rosen, die an den kleinen Häuschen in die Höhe kletterten, und hie und da stiegen schon bläuliche Rauchwolken aus den Schornsteinen der gastlichen Stadt empor.

Bald hatte ich die Altstadt wieder hinter mir und langsam schritt ich den Damm entlang, welcher an dem Schloß Gottorf, das auf einer Insel in der Schlei liegt, vorüber führt.

Da lag zu meiner Rechten jener colossale, majestätische Bau, das Stammschloß der schwedischen Königsfamilie. Festlich erglänzte es im Strahle des Frühroths, und so still, so ruhig lag es da, als ob es Jahre lang kein menschlicher Fuß betreten. Und doch wie ganz anders sah es innerhalb dieser kalten, weißen Mauern aus. Der hohe Ahnensaal, mit altmodischer Stuckatur-Arbeit reichlich verziert, war zum Lazareth umgeschaffen worden.

Wo sonst rauschende Musik ertönte, wo sonst die frohen Gäste eines heiteren Festes sich tummelten, da vernahm man heute das Gewimmer eines Sterbenden, die leise Klage der Verwundeten.

Lange blieb ich noch auf der Zugbrücke, welche zum Schlosse führt, nachdem ich mir schon das Innere derselben besehen hatte, stehen; es war als ob ein geheimer Zauber mich an die Mauern des Schlosses fesselte, dessen Aeußeres, dem all und jeder Character fehlt, sonst wenig Bemerkenswerthes darbietet.

Endlich riß ich mich los und unwillkührlich lenkte ich meine Schritte über Friedrichsberg und Busdorf hinaus auf das Schlachtfeld.

Vor mir lagen jetzt das Dannewerk und der Margarethenwall, Ueberbleibsel uralter Befestigungswerke, die im Jahre 1848 mit vielem Glück aber wenig Tapferkeit von den Dänen zur Vertheidigung benutzt worden waren. Aber keine Spur von dem Blute deutscher Kämpfer, das sie getrunken. Alle Wiesen grünten lustig, wie Diamanten funkelten die Thautropfen auf den Gräsern und goldene Aehrenfelder wogten im frischen Morgenwinde, wo an jenem Festtage die dänischen Spitzkugeln von ihren rothjäckigen Schützen den preußischen Pickelhauben entgegengesendet wurden.

Kaum kann man es begreifen, wenn man dieses Dannewerk sieht, hohe, steile Erdwälle von 20—30 Fuß Höhe, wie es möglich gewesen ist, daß sie nach einem verhältnißmäßig so leichten Kampf aufgegeben werden konnten. Wären sie zweckmäßig besetzt und vertheidigt worden, und hätte namentlich die Erscheinung der Preußen, dort leider zum ersten, aber auch zum letzten Male, nicht einen so panischen Schrecken auf die dänischen Truppen hervor-

gebracht, die bis zum Beginn der Schlacht immer noch der Meinung waren, sie hätten es mit den Schleswig-Holsteinern allein zu thun, manch tapferer Kämpfer mehr schlummerte vielleicht im grünen Rasen zu den Füßen des Dannewerks, der jetzt fröhlich und lachend dem Leben oder — — einer niedlichen Schleswigerin in's Auge schaut.

Von dem Dannewerk aus machte ich noch einen kleinen Streifzug, indem ich die Stadt westwärts von mir liegen ließ, nach dem im Norden der Stadt gelegenen Thiergarten, einem anmuthigen Gehölz, in welchem das heldenmüthige Gefecht der Schleswig-Holsteiner und Freischaaren mit den Dänen stattgefunden hatte, und kehrte dann auf der flensburger Straße nach Schleswig und meinem Quartier zurück.

Bei dem schmackhaften Mittagsessen, das bald darauf aufgetragen wurde, begann mein Wirth:

„Nun, wollen Sie heute Nachmittag nicht an unserem Volksfeste, dem Möwenschießen, Theil nehmen?"

Nichts konnte mir erwünschter kommen, als eine solche Einladung, und ohne weiter viel zu fragen, sagte ich zu. Unter angenehmen Geplauder wurde die Mittagsmahlzeit beendigt, und mit Jagdgewehren und Munition versehen gingen wir Nachmittags durch den Garten, der hinter dem Hause, das ich bewohnte, lag, und gelangten dort an die Schiffbrücke, an welcher schon ein flinkes Boot unserer harrte.

Die ganze Schlei war bereits mit Hunderten von Böten und kleinen Fahrzeugen bedeckt, die ebenfalls Theil-

nehmer zu dem heutigen Feste mit sich führten, und wie das unsere ihre Richtung nach dem Mövenberg, einer kleinen Insel in der Schlei, nahmen.

Ein frischer Wind schwellte die kleinen Segel und lustig tanzten wir auf den Wellen dahin.

‚Damit Sie aber auch wissen,' begann mein gefälliger Wirth, ‚welche Bewandtniß es mit unserem Mövenschießen hat, so will ich Ihnen jetzt, bevor das Schießen beginnt, die Sage vom Mövenberg erzählen.'*)

‚Auf jener kleinen Insel, welche dort vor uns liegt, soll vor langen, langen Zeiten das Schloß eines mächtigen Königs, die Jürgensburg, gestanden haben. Dieser erschlug einst im Zorne seine Brüder, und als darauf eines Morgens die schleswiger Fischerböte die Schlei hinunterfuhren, da war das Schloß mit seinem Besitzer in den Wellen der Schlei versunken, seine Ritter und Soldaten aber, in ebenso viele weiß beschwingte Möven verwandelt, umkreis'ten ängstlich die kleine Insel, auf der gestern noch die hohe Königsburg gestanden hatte. Traurig zogen endlich gegen den Herbst die Möven von dannen, um im nächsten Frühjahr in desto größerer Anzahl wieder zu kommen und das Schloß ihres Königs zu besuchen.'

*) Die hier mitgetheilte Auslegung der Sage stimmt nicht mit der gewöhnlich in historischen Werken enthaltenen überein. Da sie aber dem Verfasser von einem Bewohner Schleswigs in der obigen Weise mitgetheilt worden ist, so hat er vorgezogen, sie so wieder zu erzählen, wie er sie aus dem Munde des Volkes vernommen hat.

‚So ist es nun noch bis auf den heutigen Tag geblieben.‘

‚In der Zeit von der Ankunft der Möven bis heute darf Niemand, bei strenger Strafe, den Mövenberg betreten. Heute ist jedoch der Tag, wo Alles, was nur ein Boot und eine alte, verrostete Flinte auftreiben kann, sich auf die Beine macht, und Jeder darf so viel Möven schießen, als ihm beliebt.‘

Während dieser Erzählung hatten wir und die übrigen Böte uns ziemlich auf Schußweite der kleinen Insel genähert, und schon stiegen Schwärme von Möven, diesen coketten, mit langen, weißen, spitzen Schwungfedern gezierten Schwalben der Küstenstriche, auf, allein noch durfte die Jagd nicht beginnen.

Aller Augen hingen an einem Boot, das, von vier kräftigen Ruderern getrieben, sich jetzt eiligst dem Schauplatze unserer Jagd näherte. Es war das Boot, welches den schleswigschen Forstmeister trug, der mit drei Schüssen, die er von seinem Boot aus that, erst das Zeichen zum Beginn der Jagd geben mußte.

Endlich knallten die drei so lange ersehnten Signale von dem Boot des Forstmeisters herüber, und nun glaubte man sich mitten in eine kleine Seeschlacht versetzt. Schwärme von Möven stiegen auf, so dicht, daß man nur zu schießen brauchte, ohne zu zielen. Hunderte der niedlichen kleinen Thierchen schwammen, in kurzer Zeit getödtet, auf den Wellen. Nun begann das Fest für die Jugend. Mehrere Böte ruderten nach der Insel hinüber. Alle Mövennester

wurden von der kriegslustigen, schleswiger Jugend ihrer Jungen beraubt und zerstört; die Letzteren wurden in die Böte geschafft, und die auf dem Wasser schwimmenden Möven mit langen Stangen aufgefischt, um zu Abend zu einem schmackhaften Gericht zubereitet zu werden.

Nachdem wir unser sämmtliches Pulver und Schrot verknallt, schickten wir uns, mit Beute reich beladen, zur Heimfahrt an.

Es dauerten mich die armen Thierchen, die man in weit größerer Menge geschossen, als man sie benutzen konnte, und im Geiste hegte ich den ziemlich unchristlichen Wunsch, daß für jede Möve heute lieber ein ‚tapperer Landsoldat'*) seine Rechnung mit dem Himmel abgeschlossen hätte.

Mein Wirth ließ sich indessen nicht ausreden, daß je mehr der Möven geschossen würden, in desto größerer Anzahl kehrten sie jedes Jahr wieder zurück. Ja, er behauptete sogar, daß wenn die große Mövenjagd in einem Jahre ausfiele, dieselben nur in sehr geringer Anzahl sich im nächsten Frühling wieder einstellen würden. Es ist dies ein allgemein verbreiteter Volksglaube in Schleswig, und als zur Zeit der französischen Kriege diese Jagd wirklich einmal ausgefallen, soll sich die Wahrheit desselben bestätigt und erst im Laufe der Jahre die Zahl der Möven allmählig wieder vergrößert haben.

*) Spottname für die Dänen, der von einem bei ihnen sehr beliebten Liede, das diesen Namen führt, herstammt.

Unter Gesang und Jubel kehrten die reichbeladenen Böte heim, an der Schiffbrücke von der daheim gebliebenen weiblichen Bevölkerung mit Freudengeschrei empfangen.

Der Abend vereinigte eine fröhliche Gesellschaft im Hause meines Wirthes, dessen freundliche Gattin die Beute des heutigen Tages sehr schmackhaft zubereitet hatte.

II.

Der Tod des Obersten St. Paul.

Juni 1849.

Es war am Abend des 7. Juni 1849. Die untergehende Sonne beleuchtete mit heißen Strahlen das lustige Bivouak eines vom Vorpostendienst abgelös'ten Bataillons im Vogelsanger Holz vor Friedericia.

Ueberall hatten sich fröhliche Gruppen gebildet und man sah, wie leicht es den Söhnen des Mars wurde, in traulichem, humoristischem Geplauder bei Gesang und einem Glase Wein oder bei den Chancen des wichtigen Solospiels die Mühen und Anstrengungen des beschwerlichen Vorpostendienstes zu vergessen.

Ueberall Heiterkeit und Humor. Keine Spur in dem herrlichen, im ersten Schmucke des Frühlings prangenden Buchenholze von der Nähe einer schon seit Wochen belagerten Festung. Jeder glaubte sich, wenn er die malerisch durch das Gehölz zerstreuten, aus Stroh und frischem Laubwerk gar niedlich erbauten Hütten und das fröhliche Treiben sah, mitten in ein Lustlager versetzt, und nur ein verrätherischer Kanonenschuß, der dann und wann lang gezogen durch die von der Abendluft leicht bewegten Buchenwipfel dröhnte, belehrte ihn eines Anderen.

Ich hatte mich mit mehreren Cameraden im weichen Rasen zu den Füßen einiger schlanken Buchen gelagert. Vor uns duftete aus einem großen Kochkessel das Aroma einer Rheinweinbowle uns lieblich entgegen, deren flüssige Bestandtheile so eben mit dem Fourier von einem fernen Wohlthäter angekommen waren, während unsere Lagerstätte selbst uns dazu den gewürzhaften Waldmeister geliefert hatte.

Die Brigade-Musik, die täglich aus dem weiter rückwärts gelegenen Stabsquartier nach Vogelsang kam, dies war des Name des der Commüne von Friedericia gehörenden Holzes, in welchem wir lagerten, war unterdessen angelangt und bei den Klängen eines Gungl'schen Marsches wanderte das einzige Trinkgeschirr, das wir besaßen, ein mächtiger blechener Becher, von einer Hand in die andere.

‚Mögt Ihr sagen, was Ihr wollt, es giebt doch kein schön'res Leben, als das Soldatenleben', rief jetzt einer der Unsrigen, den Becher hoch empor haltend, ‚darum ihm ein donnerndes Hoch!'

Wir stimmten von ganzem Herzen ein. Der Gungl'sche Marsch endigte eben wie zur Bekräftigung unseres Rufes mit einer kriegerischen Fanfare, als plötzlich eine Ordonnanz, die im Galopp durch das Holz gesprengt kam, uns im Vorbeilen zurief: ‚So eben ist der Oberst St. Paul bei einer Inspicirung in der Schanze, welche der Lieutenant C. befehligt, gefallen!'

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Trauerkunde durch das Bivouak; überall bildeten sich Gruppen, die

das unglückliche Ereigniß besprachen. Unsere Fröhlichkeit, sowie die des ganzen Lagers war natürlich wie durch einen Zauberschlag gestört und wir alle eilten, die Bestätigung des Gehörten, sowie die näheren Umstände zu erfahren. Ich begab mich sofort zu unserem Adjutanten, der mir denn auch leider die Wahrheit des Gerüchtes nicht nur bestätigte, sondern auch die Mittheilung machte, daß so eben der Befehl eingetroffen sei, unser Bataillon solle ein Commando zur Escortirung der Leiche des Obersten St. Paul nach dem Hauptquartier geben. Da ich mit St. Paul aus meinem früheren preußischen Dienstverhältniß persönlich bekannt war, ich genügte dort meiner Militairpflicht bei demselben Bataillon, bei welchem er stand, so eilte ich zu unserem Major, um ihm die Bitte vorzutragen, mir das Commando zur Escortirung der Leiche meines alten Vorgesetzten übertragen zu wollen. Meine Bitte wurde erfüllt; ich erhielt 4 Mann zur Begleitung, mit denen ich unseren großen Krankenwagen, eine Art Omnibus, bestieg und die Fahrt nach der Schanze antrat.

Die Nacht war unterdessen hereingebrochen. Die Fröhlichkeit des Lagers hatte einer tiefen Stille Platz gemacht. Nur aufgehalten durch die leise und eintönige Auswechselung von Losung und Feldgeschrei gelangten wir durch die Posten der Lagerwache aus dem Holz hinaus auf die große und freie dreiseitige Ebene, auf deren Südostspitze Friedericia liegt. Dunkelroth stieg eben der Vollmond über die fernen Wälle der Festung empor, die ganze weite Ebene mit seinem geisterhaften Lichte übergießend

und die einzelnen Gegenstände nur unbestimmt und zweifelhaft erkennen lassend. Das Magische des ganzen Eindruckes noch erhöhend, wallte aus dem Meere und der vor der Festung vom Feinde künstlich hervorgebrachten Ueberschwemmung ein dichter Nebel auf. Eine tiefe Ruhe lagerte über die ganze Gegend, nur unterbrochen durch das Geräusch, welches die Pferde und die Räder unseres schweren Wagens im tiefen Sande verursachten.

Der Zweck unserer Fahrt, sowie die tiefe Stille und Ruhe, welche die ganze Natur athmete, hatte mich und meine Leute ernst und traurig gestimmt, und ohne ein Wort zu wechseln, hemmte nach Verlauf einer guten halben Stunde das feste ‚Halt! Werda!' des Postens vor der Ziegelei, in deren unmittelbaren Nähe die Schanze des Lieutenants C., das Ziel unserer Fahrt, lag, unsere Rosse. Ich stieg ab, wechselte leise mit dem Posten Losung und Feldgeschrei und befahl dem Wagen weiter zu fahren.

Von nun an war die größte Vorsicht nöthig. Der leiseste Laut konnte uns verrathen, da wir uns nicht nur fast in unmittelbarer Nähe der feindlichen Vorposten, sondern auch kaum 800 Schritt von der Festung entfernt befanden.

Bevor ich weiter in meiner Erzählung fortfahre, dürfte es für den Leser von Interesse sein, etwas Näheres über das Werk zu hören, in dessen Nähe wir uns befanden.

Das Terrain um dasselbe, namentlich die Ziegelei und ein in der Nähe befindliches Blockhaus, lagen in sehr geringer Entfernung westwärts von der bereits oben

erwähnten künstlichen Ueberschwemmung und von einem Meer=Einschnitt, der hier den Namen „Mölle Bucht" führt. Die ganze Gegend war in den ersten Tagen der Belagerung noch in den Händen des Feindes gewesen, bis das glückliche Gefecht vom 22. Mai, bei welchem das Blockhaus in Brand geschossen und zerstört wurde, uns zu Herren dieses Terrainabschnittes machte, ein Vortheil, der uns indessen sehr theuer zu stehen kam, da wir bei dieser Gelegenheit die Seele unserer Armee, ja vielleicht das begabteste jüngere militairische Talent in derselben, den Chef des Bonin'schen Generalstabes, unseren verehrten Hauptmann Delius, verloren. Er erhielt bei diesem Kampfe eine sehr gefährliche Kopfwunde, an deren Folgen er nach einem dreitägigen, schmerzhaften Krankenlager verschied. Nachdem wir von dem Platze Besitz genommen, stellte es sich gar bald heraus, wie unendlich wichtig derselbe zur Anlegung eines festen Werkes gegen die Festung sei. Die einzige Schwierigkeit war nur die, wie die vielen und großen Arbeiten, die ein solches Werk erforderte, auf einem Platze ausführen, der im allernächsten und glücklichsten Bereich der feindlichen Geschütze lag? Allein auch hierzu wurde Rath geschafft und die gefährliche und große Arbeit in kurzer Zeit und mit rastloser Thätigkeit gefördert. Die Leitung wurde dem mehrerwähnten Artillerie=Lieutenant C., früher, wenn ich nicht irre, als Oberfeuerwerker in dänischen Diensten, übertragen, dem es vorbehalten war, auf dieser Stelle sich einen schönen, durch die ganze Armee verbreiteten Ruf zu erwerben.

Mitten in der Nacht, im Schutze eines dicht bewachsenen Knickes wurde die Arbeit begonnen und mit aller nur erdenklichen Vorsicht an den folgenden Tagen fortgesetzt. Unsere Pioniere, deren Uniform man aus der Festung mit einem Glase sehr gut erkennen konnte und die dem Feinde ihrer Bedeutung nach nicht unbekannt war, mußten ihre Kleidung mit der im Bivouak liegenden Infanterie vertauschen; alle Hammer und anderen Geräthschaften wurden mit Leder beschlagen, um möglichst wenig Geräusch damit zu verursachen; jeder vollendete Fuß der frisch aufgeworfenen Brustwehr mit abgeschnittenem Roggen grün verkleidet, und für alle diese Vorsicht wurde den Unsrigen die Belohnung zu Theil, in ihrer Arbeit auch nicht im Geringsten gestört zu werden. In einer stürmischen, unruhigen Nacht, während aus den übrigen Werken, um die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken, einzelne Bomben geworfen wurden, wurde die Schanze armirt und erst am anderen Morgen, Dank allen unseren Vorsichten, als der vor dem Werke liegende Knick rasirt und die erste einhundertachtundsechszig-pfündige Bombe, von unseren besten Segenswünschen begleitet, heiter und wohlgemuth nach der Festung hinüber sauste, erst da ward dem Feinde Kunde von unserer ihm so gefährlichen Arbeit.

Jetzt aber stand er auch keinen Augenblick an, seine ganze Macht auf diesen Punkt zu richten und fürchterlich war die Verheerung,, die seine Kugeln in der Brustwehr und in der Nähe der Schanze anrichteten, während wie durch ein Wunder Lieutenant C. nie, seine Leute selten

und nur leicht verwundet wurden. Die umliegende Gegend war von den feindlichen Kugeln so durchwühlt, daß sie einem frisch gepflügten Acker nicht unähnlich sah; sind doch auch die Kugeln eigentlich der Pflug des Todes,' und daher kam es denn auch, daß die Schanze ihrer gefährlichen Lage wegen, den allerdings wenig komischen Scherznamen „die Todesschanze" erhielt.

Schon mehrmals, da man oft kaum Zeit und Leute genug hatte, die die Verheerungen, welche während des Tages vom Feinde angerichtet worden waren, in der Nacht wieder auszubessern und in Berücksichtigung des Umstandes, daß bei einem feindlichen Ausfall man der Besatzung der Schanze, ihrer exponirten Lage wegen, durchaus keinen Beistand zur rechten Zeit zukommen lassen konnte, war man im Generalstab der Ansicht gewesen, die Schanze wieder eingehen zu lassen. Mehrere Tage war sie schon einmal desarmirt gewesen, allein immer wieder drang Lieutenant E. auf ihre Besetzung, und seiner eisernen Charactersestigkeit und Ruhe gelang es, seine Ansicht wieder durchzusetzen.

Dies ist die Geschichte des Platzes, auf welchem wir uns befanden, und der heute unserer Armee ein zweites, hartes Opfer gekostet hatte.

Wenige Schritte von der Schanze ließ ich Halt machen. Unser Ziel war erreicht. E. trat mir traurig und niedergeschlagen entgegen. Ich machte ihn mit dem Zweck meiner Anwesenheit bekannt. Lautlos gab er einigen Kanonieren einen Wink, die sich ebenfalls schweigend

entfernten. — Es war ein feierlicher Augenblick. Der Mond war während dieser Zeit höher empor gestiegen; die näher liegenden Gegenstände ließ er klar und deutlich erkennen, während die entfernteren in dem immer stärker werdenden Nebel verschwanden.

Ich trat leise an C. heran und bat ihn, mir die näheren Umstände, welche St. Paul's Tod begleitet, mitzutheilen.

Wir setzten uns beide auf den vom Nachtthau feuchten Rasen eines Knickes und C. begann mit bewegter und unterdrückter Stimme:

‚Es mochte heute Abend zwischen 6 und 7 Uhr sein. Ich hatte das Feuern, das den ganzen Tag von beiden Seiten mit der größten Heftigkeit unterhalten worden war, bereits eingestellt, als der Oberst, zu Fuß und von Niemand begleitet, in die Schanze trat. Er wünschte mir sehr freundlich einen guten Abend und unterhielt sich, gegen seine Gewohnheit, lange mit meinen Kanonieren, welche gerade beim Abendbrod saßen. Später wandte er sich wieder zu mir, wir sprachen längere Zeit über die Wirkungen, welche die beiderseitigen Projectile angerichtet und der Oberst zog in Folge dessen sein Glas hervor, welches er lange, ohne ein Wort zu sprechen, auf die Festung gerichtet hatte.‘

‚Plötzlich setzte er es vom Auge ab und richtete an mich die Frage, ob ich wohl glaubte, daß meine Leute kräftig genug seien, noch einige Schüsse nach der Festung zu thun. Diese hatten nicht sobald die Anfrage des

Obersten gehört, als sie sich, obgleich ich eigentlich Einwendungen machen wollte, schon mit Wischer und Ladung neben dem Mörser befanden. So befahl ich denn, obgleich ungern, zu laden. Der Oberst bezeichnete mir selbst den Punkt, ein feindliches Geschütz von schwerem Caliber auf der uns zunächst gelegenen Bastion, wohin er das Feuer gerichtet zu haben wünschte. Ich hatte bereits einige vergebliche Schüsse gethan, deren Wirkung der Oberst mit der größten Aufmerksamkeit durch das Fernrohr beobachtete und die von der Festung aus unerwiedert geblieben waren, als ich das Glück hatte, mit dem sechsten oder siebenten Schuß, die Lavette des feindlichen Geschützes zu zertrümmern.'

‚Der Oberst war zufrieden gestellt, er sprach sich sehr anerkennend gegen mich aus und trat dann zu den Leuten, die er ebenfalls nicht nur lobte, sondern dadurch belohnte, daß er seine Börse zog und aus derselben ein preußisches Zweithalerstück auf das Zündloch der Mortiere mit dem Bemerken legte, daß sie dadurch sich für ihre Anstrengung entschädigen möchten.'

‚Ich war sehr überrascht, da solche Leutseligkeit sonst gerade nicht die gewöhnliche Art und Weise unseres Obersten war. Jetzt schickte er sich zum Gehen an. Wir standen uns beide gegenüber, er die linke, ich die rechte Seite gegen die Festung gekehrt. Wir sprachen noch einige Worte, als ein Blitz von der feindlichen Bastion mir das Auge blendete, ich wandte mich dorthin, der Oberst reichte mir eben zum Abschied die Hand, als ein lang nachhallender

Knall und das verrätherische Brummen einer Bombe mir die Gefahr zeigte, in der wir beide schwebten. Ich sah die Bombe kommen und besaß noch so viel Geistesgegenwart, den Obersten bei Seite zu reißen, allein — zu spät. Die volle Bombe hatte ihn schon, noch ehe sie crepirt war, in der Gegend der rechten Hüfte getroffen, er ließ meine Hand fahren, ich wurde von Blut und Staub überschüttet und wenige Schritte von uns platzte die Bombe, Alles um mich her in dichten Staub hüllend.' —

Hier wurde C. in seiner Erzählung, die ihn sichtlich tief bewegt hatte, unterbrochen; seine Kanoniere naheten sich schweigend, wie sie gegangen, auf einer in der Eile zusammengeschlagenen Tragbahre die sterblichen Ueberreste des Obersten herbeitragend. Auf einen Wink C.'s setzten sie die Bahre zu unseren Füßen nieder und stellten sich im Halbkreis um dieselbe auf. Wir erhoben uns und C., der sonst ruhig und ohne das geringste Zeichen von Bewegung im dichtesten Kugelregen stehen konnte, zitterte, als er den Mantel aufhob, der unseren Augen die theure Leiche verbarg.

Ich trat näher. Des Obersten Gesicht war weder entstellt, noch auch nur im Geringsten verändert. Die kalte eiserne Ruhe, die es schon im Leben ausdrückte, hatte selbst die Hand des Todes nicht verwischen können. St. Paul war eine hohe, imponirende, ächt militairische Figur. Sein Haupt- und Barthaar, früh vor der gewöhnlichen Zeit gebleicht, gab seinem Aeußeren etwas Strenges, Ehrfurcht gebietendes, trug aber auch nicht wenig dazu bei,

die eisige Kälte, die ohnedies in seinem Gesicht schon lag, noch zu vermehren. Diesem äußeren Eindrucke und seinem barschen und kurzen Wesen war es wohl zuzuschreiben, daß er von den Leuten im Allgemeinen mehr gefürchtet als geliebt wurde. Von seinen persönlichen Verhältnissen ist mir nur bekannt, daß er zu Anfang des Jahres 1848, im Besitz einer liebenswürdigen Gattin und zweier reizenden Kinder, den Rang eines der ältesten Hauptleute im Königl. Preuß. Alexander-Grenadier-Regiment bekleidete. Mit diesem Regiment kam er in demselben Jahre nach den Herzogthümern, machte die Schlacht bei Schleswig mit und wurde kurze Zeit darauf zum Major und Commandanten von Flensburg ernannt. Hier war es, wo in ihm zuerst die Idee entstand, in die Dienste der Herzogthümer zu treten, angeregt durch die Bekanntschaft einiger der angesehensten deutschen Familien, die er hier machte. Genau weiß ich nicht, wann er diesen Plan zur Ausführung brachte, es möge dem Leser genügen, zu wissen, daß er mit dem Range eines Oberstlieutenants angestellt und zur Zeit seines Todes die Stelle eines Obersten und Commandeurs der gesammten Infanterie bekleidete. Ueber seine militairische Bedeutung enthalte ich mich jedes Urtheils, da dies nicht in der Absicht dieser Blätter liegt; noch einmal will ich nur bemerken, daß er bei den Leuten, die vielleicht auch durch die allzugroße Freundlichkeit und Leutseligkeit ihres damaligen commandirenden Generals verwöhnt waren, nicht in eben sehr großem Maaße beliebt war.

Kehren wir jetzt wieder zu der Leiche des Mannes zurück, dessen Lebensverhältnisse wir eben besprochen haben.

Die bleiche Farbe, die der Tod auf das edelgeformte Heldenanlitz gedrückt hatte, wurde noch vermehrt durch die silbernen Strahlen des Vollmondes, die jetzt fast senkrecht auf die Stirn des Entschlafenen fielen. Lange konnte ich meine Augen nicht wegwenden von dem Antlitz, das der Tod so wenig abschreckend mit seiner Hand berührt hatte, und das durch die silberweißen Locken wie von einem Heiligenschein eingerahmt wurde. Die Artilleristen standen schweigend, mit tiefer Bewegung in den Gesichtern um mich herum und manche Thräne, die ich verstohlen über das vom Pulverdampf geschwärzte Gesicht in den Bart rollen sah, belehrte mich, eines wie tiefen Gefühls Leute mächtig seien, die mit ruhiger und unverdrossener Hand täglich Hunderte von verderbenbringenden Kugeln in die feindliche Festung hineinschleuderten, wenn der Tod so unerwartet an sie herantrat.

Auf einen Befehl des Lieutenants bedeckten sie die Leiche wieder, hoben sie schweigend in den Krankenwagen und von Gefühlen bewegt, wie sie nur immer die Situation, in welcher ich mich befand, hervorzubringen im Stande war, nahm ich tief gerührt Abschied von C. und trat unter dem Schutz der Nacht mit den sterblichen Ueberresten des Obersten, die meiner Obhut anvertraut waren, die Rückfahrt nach Sonderbygaard und Stoustrup an, wo die Stabswache zum letzten Male vor ihrem Obersten in's Gewehr trat.

Die Armee war um einen tüchtigen braven Officier ärmer und ich um einen im Tagebuche meines Lebens unvergeßlichen Abend reicher.

[illegible] durch die [illegible] fast senkrecht [illegible]. Lange konnte ich [illegible], das der [illegible] berührt hatte, [illegible] wie von einem [illegible]. Die [illegible] standen [illegible] in den Gesichtern um [illegible], die ich [illegible] über [illegible] in den Bart [illegible] Leute [illegible] Hand [illegible] in die [illegible], wenn der Tod so unerwartet an sie herantrat.

Auf einen Befehl des Lieutenants bedeckten sie die Leiche wieder, hoben sie [illegible] in den Krankenwagen und [illegible] die Situation, in welcher sie sich befand, hervorzubringen im Stande war, nahm ich [illegible] Abschied von G. und trat unter dem Schutz der Nacht mit den sterblichen Ueberresten des Obersten, die meiner Obhut anvertraut waren, die Rückfahrt nach [illegible] und Stoustrup an, wo die Stabswache [illegible] vor ihrem Obersten in's Gewehr trat.

III.

Nach der Schlacht bei Friedericia.

Juli 1849.

Noch donnerten unaufhörlich unsere Kanonen, unterstützt von dem Gewehrfeuer der eben erst in das Gefecht geführten Avantgarden-Brigade, welche in der letzten Zeit von Erritsö bis Snoghoi, längs des Strandes, zur Bewachung desselben gelegen hatte, aber schon war es Keinem von uns ein Geheimniß mehr, daß die Schlacht bei Friedericia für uns verloren, schon hatte sich das Commando: ‚der Rückzug geht über Bredstrup nach Veile' mit unheilvoller Schnelligkeit durch die Reihen unserer gelichteten und vom nächtlichen, schweren Kampf bis auf den Tod ermüdeten Bataillone verbreitet.

Auch mich erreichte dieser Befehl, als ich mit einer Handvoll Leute meines Bataillons, außerhalb des Bereiches der feindlichen Kugeln und im Schutze des eben vorgerückten 1. JägerCorps uns einige Minuten der Erholung vergönnt hatte; ich vernahm ihn aus dem Mund eines höheren Officiers und nahm deshalb keinen Anstand, sogleich nach Bredstrup, einem schönen jütländischen Dorf, das zuletzt das Quartier unsers commandirenden Generals gewesen war, aufzubrechen, und das von dem Dorfe Stoustrup, in dessen

Nähe wir uns befanden, etwa eine halbe Meile entfernt in nordöstlicher Richtung lag. Schon unterweges indessen hörten wir ein heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer, das mir gerade aus der Richtung, nach welcher unser Ziel hin lang, zu kommen schien. Meine Voraussetzung wurde bestätigt. Eine Biegung, welche die hohen Knicks machten, die zu beiden Seiten unseren Weg einschlossen, ließ mich einen freien Blick über die Umgegend werfen und so gewahrte ich denn, daß auf dem Kirchhofe von Bredstrup sich ein heftiges Gefecht um den Besitz des schönen Kirchdorfes entsponnen hatte, das als Rückzugspunct für uns von so bedeutender Wichtigkeit war.

Die eine Hälfte des Kirchhofes war schon in den Händen der Dänen, ein flatternder Dannebrog hatte ihm bereits das Zeichen des „Danske Eijendom" aufgedrückt, während die andere Hälfte auf das Hartnäckigste von den Unsrigen vertheidigt wurde. Ich befand mich mit den wenigen Leuten, die ich bei mir hatte, fast im Rücken des Feindes, während durch das noch unbesetzte Dorf die letzten der Unsrigen ihren Rückzug antraten. Wollte ich also mit den Meinigen der gewissen Gefangenschaft entgehen, so konnte dies nur geschehen, wenn es uns gelang, noch so zeitig die feindliche Flanke zu umgehen, daß wir das Dorf erreichten, ehe die Unsrigen ihren Rückzug vollendet und das Gefecht auf dem Kirchhofe abgebrochen wurde. Alle sahen dies ein, wir schlugen uns daher zur Linken durch ein hohes Kornfeld, wateten durch Sumpf und Gräben und erreichten glücklich, nachdem wir sogar noch

einen einzelnen Dänen zum Gefangenen gemacht hatten, das Dorf Bredstrup, als eben der Befehl anlangte, daß nunmehr der Rückzug bewerkstelligt und das Gefecht auf dem Kirchhofe abzubrechen sei.

Hinter Bredstrup traf ich auf eine andere, größere Abtheilung unseres Bataillons, die sich unter dem Befehl eines Hauptmanns gesammelt hatte. Dieser schloß ich mich an und vereint traten wir nun den Marsch nach Veile an.

Es mochte etwa zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags sein. Die Julisonne warf ihre glühenden Strahlen auf unsere ermatteten Glieder. Die größte Erschöpfung hatte sich unserer Aller bemeistert. Von Nachts 1 Uhr bis vor einer Stunde waren wir ununterbrochen im Feuer gewesen. Der Angriff geschah, als wir eben das Bivouak verlassen und in ein weiter rückwärts gelegenes Cantonnement marschiren sollten. Da die Ablösung in der Nacht geschah, so hatten die Mannschaften sämmtlich die Mäntel angezogen. Mit diesen waren sie ins Gefecht geführt worden und noch hatten sie bis diesen Augenblick, trotz der brennendsten Julihitze keine Zeit gehabt, sich dieser lästigen Bürde zu entledigen.

Nachdem wir etwa eine Stunde marschirt und ausgeschickte Cavallerie-Patrouillen die Meldung brachten, der Feind beschränke sich auf die Behauptung des Terrains um Fridericia, ohne sich auf eine weitere Verfolgung einzulassen, machten wir in einem schönen, kühlen Laubholze Halt, nachdem wir durch ausgestellte Vedetten für unsere

Sicherheit gesorgt hatten. Der erste Augenblick der Ruhe, der Erholung von der ungeheuren, geistigen und körperlichen Aufregung, in die man durch das Gefecht versetzt wird, der erste Augenblick nach der entronnenen Gefahr, ich erinnere nie, mich wohler als in diesem Augenblick befunden, nie mit tieferen Athemzügen die balsamische Waldluft eingesogen zu haben.

Die erste Beschäftigung, nachdem wir uns einige Zeit sich diesem wollüstigen Gefühl der Ruhe überlassen hatten, war natürlich das Rollen des Mantels und dann ein Gang nach einem klaren, frischen Bächlein, das murmelnd durch das Gehölz rieselte und das uns zuerst durch einen frischen, langgezogenen Trunk stärkte, und dann mit seinen Wellen die von Staub und Pulverdampf geschwärzten Augen und Wangen netzte.

Erst nach diesen Beschäftigungen fühlte ich mich wieder so weit Mensch, ruhig und klar über die Ereignisse der letzten Stunden und unsere augenblickliche Lage nachzudenken. Es war klar, wir waren geschlagen, total geschlagen, geschlagen durch die feindliche Uebermacht und durch das Gefühl der Sicherheit und Unüberwindlichkeit, dem wir uns in der letzten Zeit so unverantwortlich hingegeben hatten. Daß unsere Armee, namentlich durch den Verlust ihres ohnehin nicht starkbesetzten Officier-Corps, so geschwächt sei, daß wir in nächster Frist sobald nicht wieder kampffähig sein würden, hatte ich, nachdem mehre Bekannte von anderen Bataillonen uns gegenseitig ihren Verlust mitgetheilt hatten, sehr bald einsehen gelernt, und ich

war glücklich, als das Commando zum Aufbruch mich wenigstens für den Augenblick diesen trüben Gedanken entriß.

Wir traten unseren Marsch nach Veile an. Jütland, das so verrufene Land der schwarzen Töpfe und der Holzschuhe, das so verrufene Land der Unreinlichkeit und der häßlichen Frauenzimmer, gleicht in dem Theile, in welchem wir uns befanden, sehr wenig der Vorstellung, die man nach Beschreibungen gewöhnlich davon macht. Die Gegend zwischen Bredstrup und Veile gleicht einem großen, schönen, englischen Park und ihre Reize steigern sich, je mehr man sich Veile nähert, zu wahrhaft paradiesischer Schönheit, weshalb man ihr auch, und gewiß nicht mit Unrecht, den Namen ‚der jütischen Schweiz' beigelegt hat.

Wir verfolgten etwa 2 Stunden lang einen wunderschönen Landweg, der uns abwechselnd zwischen hohen, üppigen Kornfeldern hindurch, durch saftige, dunkelgrüne Buchenholzungen, bestanden von den schlanksten, schönsten Stämmen, die ich je gesehen, etwas nordwärts von dem großen, reichen Kirchdorfe Viuf auf die Chaussee führte, die Kolding mit Veile verbindet. Diese Kunststraße giebt dem vorherbeschriebenen Landwege an Schönheit nichts nach, ja, dicht vor Veile, wo sie in mannichfachen Krümmungen und Windungen durch das wellige Hügelland führt, wo sie in einem kleinen dunklen, Tannenholz verschwindet, um am Fuß einer Höhe in einem lachenden Wiesengrunde, einen weiten Bogen beschreibend, wieder vor das Auge des Beschauers zu treten, erreicht sie eine wahrhaft pittoreske Schönheit.

Schweigend setzten wir unseren Marsch fort, kaum die müden Glieder mehr von der Stelle bewegen könnend. Schon begann die Sonne zu sinken, und immer noch kein Veile zu sehen. Endlich machte, am Fuße einer schön gelegenen Windmühle, die Chaussee abermals einen Bogen, und eine daranstoßende, freie Ebene ließ uns einen Blick in den reizenden, kleinen Thalkessel werfen, der, hufeisenförmig gegen das Meer hin geöffnet, mit seiner runden Seite die reinlichen, gastlichen Häuser Veile's einschließt.

Ein tausendstimmiger Freudenschrei durchzitterte bei diesem Anblick die stille Abendluft, und so tief war der Eindruck, den die Schönheit der Gegend auf uns machte, daß in ihrem Anblick alle Anstrengungen, alle Leiden, alles Unglück, das uns der heutige Tag gebracht hatte, vergessen waren.

Das ist das schöne Erbtheil des Soldaten, daß er eben nur der Mann der Gegenwart ist. Er lebt nur für den Augenblick, wenig Kummer macht ihm die Vergangenheit, gar keinen die Zukunft. Der Anblick einer schönen Gegend, einer Stadt mit gastlich rauchenden Schornsteinen, eines schönen Mädchens mit schelmisch blickenden Augen, entschädigt ihn für monatlange Entbehrungen und Mühen aller Art.

So geschah es auch uns. Im Angesicht von Veile hatten sich die Ueberreste unserer Armee gesammelt; jeder setzte seinen Anzug, so gut es der Augenblick gestattete, in Stand und richtete sich trotz aller Ermüdung stolz in die Höhe, um nur nicht der dänischen Bevölkerung Veile's

das Schauspiel der Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit zu geben. Die Tamboure und Hornisten, die vor wenigen Stunden noch die einförmigen Laute des Avancirmarsches hatten hören lassen, stimmten eine heitere, kriegerische Melodie an, und wohlgeordnet rückten die noch ziemlich stolzen Ueberreste unserer Armee, die man gänzlich aufgerieben und vernichtet glaubte, in Veile ein.

Veile ist eine kleine, niedliche, freundliche Stadt; ich schätzte ihre Einwohnerzahl auf etwa 3000.

Wie fast alle schleswig-holsteinischen und jütländischen Städte, liegt sie an einem, tief in das Land einschneidenden Meerbusen, um welchen sie sich in einer einzigen, langgedehnten Straße halbkreisförmig dahin zieht. Die Bevölkerung ist natürlich dänisch, wenngleich auch einige der intelligenteren Familien dem deutschen Stamme angehören. Die sämmtlichen Bewohner der Stadt waren auf den Beinen, um die geschlagene, feindliche Armee einrücken zu sehen. Mit neugierigen Augen betrachtete man die schleswig-holsteinischen Uniformen, die man in diesem Feldzuge heute zum ersten Mal hier sah; es that uns indessen sehr wohl, daß wir wenigstens auf keinem der Gesichter, die uns anstarrten, auch nur eine verstohlene Freude über unser Unglück sahen.

Um so unangenehmer berührte uns dagegen der Anblick der verschiedenen Reichstruppen, die hier, nur drei Meilen von dem Schauplatze unserer Niederlage entfernt, den ganzen Tag und schon lange Zeit vorher unthätig und müssig gelegen hatten. Mich ärgerten namentlich die

Physiognomien der geschniegelten, churhessischen Husaren, welche überall in den Fenstern lagen oder mit der langen Pfeife im Munde vor den Hausthüren standen, und mit theilnahmlosen Blicken auf unsere gelichteten Reihen blickten. Unser Unmuth stieg auf's Höchste, als wir vernahmen, daß kein Theil unserer Truppen in der Stadt bleiben würde, sondern daß diese, wie bisher, den hohen Reichstruppen als Cantonnement verbleiben würde, während wir ein großes Bivouak im Norden der Stadt beziehen sollten.

Ich war wirklich nahe daran, diese zweifelhaften Freunde, welche ruhig im Quartier gelegen hatten, als ihre Bundesgenossen drei Meilen davon entfernt auf's Haupt geschlagen wurden, von ganzem Herzen zu verwünschen, und nur ein nicht endenwollendes Jubelgeschrei, womit uns ein am Norderthore der Stadt aufgestelltes Bataillon baierischer Infanterie empfing und die unzweideutigsten Beweise seiner Theilnahme, die es uns gab, waren im Stande, mich einigermaßen mit ihnen wieder auszusöhnen.

Endlich, nachdem unsere Füße und Schultern lange den weiten Marsch durch die Stadt verwünscht hatten, langten wir auf einem großen Wiesenplan, nördlich von der Stadt an, auf dem bereits ein Theil unserer Armee lagerte und auf welchem auch wir unser Nachtquartier aufschlagen sollten.

Hatte die Gegend vor Veile uns schon durch ihre Schönheit überrascht, so fesselte hier die Pracht und

Romantik derselben unsere ganze Aufmerksamkeit. Der Wiesengrund, in welchem wir uns befanden, lag in dem nördlichen Haken des hufeisenförmigen Thalkessels. Während er nach vorn einen überraschenden Prospect auf den veiler Fjord darbot, wurde er zur Rechten und zur Linken von steilen, mit dem herrlichsten Laubholz bewachsenen Bergen eingeschlossen, die namentlich zur Linken so schroff abfielen, daß eine hohe Buche, die hart am Rande gestanden, der Kraft des Sturmes nicht hatte widerstehen können, und mit entblößten Wurzeln, die große, laubreiche Krone nach unten gekehrt, ein schönes, romantisches Bild darbot. Dazu kam, daß der azurblaue Julihimmel mit in dieser Gegend seltener Klarheit und Durchsichtigkeit auf uns herniederlächelte, gleichsam, als wolle er uns, da er für diese und vielleicht auch die kommenden Nächte der Betthimmel unseres Schlafgemaches sein sollte, für die Entbehrung eines gastlichen Daches entschädigen.

Der Lagerplatz für unser Bataillon ward angewiesen, die Gewehre in Pyramiden zusammengesetzt, Säbel, Helm und die übrigen Effecten darauf gehängt, und da es an Stroh und allen anderen Lagerbedürfnissen mangelte, aus duftigem, frisch gemähten Heu, welches die Wiese in überreichlichem Maaße uns darbot, eine schwellende Lagerstatt bereitet.

Die Aufregung von den erschütternden Eindrücken des Tages war so groß, daß es den Meisten von uns nicht gelang, die ersehnte Ruhe zu finden. Das Fragen über die gegenseitigen Erlebnisse, die Vermuthungen über

das Schicksal des einen oder anderen der vermißten Kameraden wollte kein Ende nehmen, jeder hatte dem anderen Dies oder Jenes mitzutheilen und auch der hunrige Magen, der den ganzen Tag über mit einem Stückchen Speck und Schwarzbrot hatte zufrieden sein müssen, fing mit doppelter Gewalt an, sein Recht geltend zu machen. Ich befriedigte den meinigen durch einen tüchtigen Schluck Portwein und eine vortreffliche Portion Milchreis, den ich mir höchsteigenhändig an dem dampfenden Kochfeuer zubereitet hatte. Nachdem ich so den gefährlichsten Feind des Soldaten, den Hunger, besiegt hatte, warf ich mich auf mein Heulager, um in den wohlthuenden Armen des Schlafes die Leiden und Anstrengungen des heutigen Tages zu vergessen. Allein, wie gewöhnlich, wenn man den Sorgenbrecher so recht von Herzen herbei wünscht, floh er auch jetzt mit Hartnäckigkeit meinen Augen und schlaflos athmete ich etwa eine Stunde die erquickende Kühle ein, die die Wellen der Ostsee uns freigebig zusendeten. Länger litt es mich nicht auf dem Lager, ich erhob mich und da die kurze Ruhe mich einigermaaßen wieder gekräftigt hatte, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mir das Schauspiel, welches die lagernde Armee darbot, von einer der nahegelegenen Höhen zu betrachten.

Ich schritt langsam durch die langen, unabsehbaren Reihen der Gewehrpyramiden, zwischen denen schon wieder ein geschäftiges Leben herrschte. Die Meisten waren beschäftigt sich zu reinigen, ein zerschossenes Kleidungsstück

nothdürftig wieder zusammen zu flicken, oder aber den Ihrigen auf einem Blättchen Papier und mit einer stumpfen Feder, Gegenstände, die nie in der kleinen Haushaltung eines ordentlichen Soldaten fehlen dürfen, Nachrichten von ihrem Wohlbefinden und den stattgehabten Ereignissen zu geben, wobei die Mutter Erde ihnen als Stuhl, der auf den Knien liegende Tornister als Schreibtisch dienen mußten. Wie viel Freude und Trost mehr mag wohl oft ein solcher unscheinbarer, mühselig zusammengekritzelter Brief dem besorgten Mutterherzen gebracht haben, als das gefühlvollste, goldgeränderte Billet von dem Mahagonischreibtisch eines eleganten Studirzimmers.

Die bei weitem größte Zahl der Leute sah man indessen beschäftigt, an den rauchenden Kochfeuern die eben vertheilten Lebensmittel zu einem schmackhaften Abendmahl zuzubereiten. Hier prasselte in einem Kochkessel eine Portion gebratenen Speckes, einen pikanten Geruch verbreitend; dort schickte sich ein wohlbeleibter Holsteiner an, mit lüsternen Augen das eben gar gewordene Beafsteak zu verzehren, während hier ein sprudelnder Kessel kochenden Wassers darauf wartete, die Kaffeebohnen aufzunehmen, die sein Besitzer in Ermangelung einer Mühle, mit einem großen Feldstein entzwei klopfte. Alle waren so eifrig in ihrer Beschäftigung, als ob das Wohl des Vaterlandes davon abhinge, wie denn überhaupt die Sorge für das Wohl des Magens ein hervorstechender Charakterzug unserer Leute war. Ich bin fest überzeugt, daß in diesem Augenblick höchstens der Ruf ‚die Dänen sind da!‘ im

Stande gewesen wäre, sie von ihren Kochkesseln weg, an die Gewehre zu rufen.

So schritt ich langsam durch die Reihen der verschiedenartig Beschäftigten und erreichte einen Fußweg, der mich hinauf auf eine Anhöhe führte, auf deren Gipfel ein artiger Pavillon mit der Inschrift „Carolinenhoi" prangte. Eine Treppe führte mich auf das platte Dach desselben, und von hier aus genoß ich einen Anblick, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird.

In dem engen Thalgrund zu meinen Füßen lag unsere gestern noch so schöne Armee; Infanterie, Cavallerie und Artillerie friedlich neben einander. Wie das ferne Rauschen eines Wasserfalls klang dumpf das Gewirre von tausend und aber tausend Stimmen, das Stampfen und Wiehern der Pferde zu mir herauf, nur zuweilen unterbrochen durch das schmetternde Cavallerie-Signal, das zum Füttern blies. Ich stand zu hoch, um einzelne Figuren von einander unterscheiden zu können; das Ganze glich einer chaotisch in einander fließenden Masse, aus der nur hier und da die rothe Gluth der langen Reihen von Kochfeuern hervorleuchtete.

Die Sonne sank purpurn hinter den mir gegenüberliegenden Bergen, die Wipfel der hohen Buchen noch einmal mit goldenem Schein übergießend, während das Thal mit seinem Leben und Treiben allgemach in Dämmerung und Nebel zu verschwinden begann.

Ermüdet von den zahlreichen und großartigen Eindrücken des heutigen Tages trat ich endlich meinen Rück-

weg an, in der Hoffnung, daß ich nun auf meinem Lager die langersehnte Ruhe nicht mehr vergeblich suchen würde.

Ich stieg durch die schönen Anlagen, mit denen die Kunst die herrlichen Baumpartien, die die Anhöhe bedeckten, geschmückt hatte, langsam hinab, und während ich über das Kriegerleben mit seinen schroffen Gegensätzen, mit seinem Wechsel von Ernst und ausgelassener Heiterkeit, von sorgloser Freude und mühevoller Anstrengung nachdachte, verhallten langsam die Töne unseres schönen Liedes „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, welches die Brigademusik schon seit einer Weile im Thale aufgespielt hatte.

IV.

Aus dem Tagebuche eines gefangenen Schleswig-Holsteiners.

Juli und August 1849.

(Der Verfasser selbst war nicht gefangen. Er verdankt das Material zu dieser Skizze der freundlichen Bereitwilligkeit der Schwester eines Kriegskameraden, der später vor Friedrichstadt den Heldentod fand.)

Vor Friedericia, den 6. Juli 1849.

Bei dem Ausfall der Dänen traf mich heute Morgen eine feindliche Kugel am rechten Schenkel. Die Wunde scheint mir nicht gefährlich. Ich schreibe auf dem Kampfplatz, eine Stunde nach meiner Verwundung. Freundliche Soldaten verbanden mich.

Friedericia, den 7. Juli 1849.

Um 2 Uhr gestern Morgen machten die Dänen ihren glücklichen Ausfall, den wir schon vorher vermuthet hatten. Sie waren schon weit vorgedrungen, als unser Bataillon am Kampfe Theil nehmen konnte. Es gelang uns indeß, sie ziemlich weit wieder zurückzuwerfen. Mit Sturm eroberte unsere Compagnie ein großes Hüttenlager, das bereits in den Händen des Feindes gewesen war. Plötz-

lich stockte das Vordringen indessen. Der Feind hatte uns gegenüber eine weit überlegene Macht, während seines ersten, glücklichen Avancirens, aufzustellen Zeit gefunden. Eine kurze Zeit gelang es uns, das Gefecht zum Stehen zu bringen. Als der Feind eine rasche Bewegung machte, aus der wir abnehmen konnten, daß er beabsichtige, unseren linken Flügel zu umgehen, mußten wir uns eiligst zurückziehen. Ein rasches, fast fluchtähnliches Retiriren begann, welches selbst der Versuch eines anderen Bataillons, den Feind im Sturmschritt mit gefälltem Bajonnet anzugreifen, nicht aufzuhalten im Stande war. Auf der Retirade traf mich die feindliche Kugel am rechten Oberschenkel. Ich blieb unweit des von uns wieder genommenen Hüttenlagers liegen und wurde bald von theilnehmenden dänischen Soldaten verbunden. Nach einer guten Stunde erschien ein Arzt von einem feindlichen Husarenregiment, ein freundlicher Mann. Er schnitt mir die Kugel heraus, verband meine Wunde und versicherte mich, daß dieselbe ziemlich ungefährlich sei. Einige Stunden später kam ein Wagen, der mich mit einigen anderen Verwundeten nach der Festung brachte. Da liegen wir 81 deutsche Verwundete in einem Spital auf Stroh. Deutsche, mit uns gefangene Aerzte behandeln uns. Die Verpflegung ist bei dem gänzlichen Mangel an allen Bequemlichkeiten noch nicht die beste. Doch bezeigen uns alle Feinde mit wenigen Ausnahmen, Officiere, gemeine Soldaten und Bürger eine wohlthuende, nicht genug anzuerkennende Theilnahme. Auch haben wir die Aussicht,

noch heute zu Schiff nach Fühnen oder Kopenhagen in ein ordentliches Lazareth transportirt zu werden. Die Nacht schlief ich ruhig, nur gestört durch die lauten Klagen meiner unglücklichen Mitgefangenen.

Am Bord des Dampfschiffes ‚Schleswig,' den 9. Juli.

Ich war heute Vormittag von unserem Arzte für transportable erklärt worden. Um 9 Uhr begann unsere Einschiffung. Viele meiner unglücklichen Kameraden blieben auf Stroh und mit einer wollenen Decke unter Leinwandzelten auf dem Verdeck liegen. Andere sind in die Kajüten und Kojen gebracht. Zu den Letzteren gehörte zu meiner großen Freude auch ich. Es ist 9 Uhr Abends. Wir verlassen so eben die Schiffbrücke von Friedericia.

Ebendaselbst, den 10. Juli.

Wir haben während der Nacht an der fühnenschen Küste vor Anker gelegen. So eben, etwa 10 Uhr Morgens, setzt sich das Dampfschiff in Bewegung, seinen Cours auf Kopenhagen nehmend.

Kopenhagen, den 11. Juli.

Gestern Abend 7½ Uhr langten wir vor Kopenhagen an. Die Ausschiffung erfolgte noch während der Nacht. Ich kam etwa um 6 Uhr an's Land. Die Verwundeten sind sämmtlich in ein großes Lazareth in der Kronprin-

zessinstraße, hinter dem Rosenborger Schloß, gebracht. Dasselbe ist gut eingerichtet. Dänische Aerzte behandeln uns. Der Transport hat mir nicht geschadet, selbst das Wundfieber hat mich verschont. Ich denke bald wieder hergestellt zu sein.

Kopenhagen, den 12. Juli.

Heute Morgen erschienen vier Aerzte, ein Oberarzt, ein alter, Zutrauen erweckender Mann, mit drei Aerzten untergeordneten Ranges. Sie sprechen sämmtlich deutsch, behandeln uns überhaupt so rücksichtsvoll und anständig, wie wir es nur wünschen können.

Weniger zuvorkommend ist unsere Wartefrau. Während unserer Anwesenheit auf unserem Zimmer haben wir fünf W . . . . . gefunden und getödtet. Diese unsere kleine Miteinwohnerschaft scheint indeß nicht bösartig, wenigstens hat sie noch keinen von uns belästigt. Wenn ich „wir“ und „unsere“ schreibe, so spreche ich nicht im pluralis majestatis, sondern schließe dabei meine vier Kameraden mit ein, welche das Zimmer mit mir theilen. Diese Genossen sind leider ziemlich einfach und ungebildet, so daß ihre Unterhaltung mir wenig Interesse darbietet.

Kopenhagen, den 17. Juli.

Heute Morgen erhielt ich aus meiner Heimath einen Geldbrief. Derselbe kam unerwartet, aber doch nicht

unwillkommen. Noch war meine Baarschaft zwar nicht zu Ende, aber:

,Einst wird kommen der Tag, wo die heil'ge Troas dahin sinkt
Und das Geld aus dem perlengestickten Beutel mir schwindet' —

dann werde ich von dem neuen Capital Gebrauch machen.

Kopenhagen, den 19. Juli.

Ganz unerwartet erschien so eben vor meinem Bette ein Abgesandter des dänischen Obersten B., der, nachdem er sich über die Identität meiner Person Gewißheit verschafft — B. war aus früheren Jahren her mit meinen Eltern bekannt — mir die freundliche Versicherung gab, daß B's bereit seien, kleine Bedürfnisse, die ich etwa hätte, zu befriedigen, kleine Wünsche zu erfüllen. Es kam diese freundliche Aufmerksamkeit von dieser Seite her mir eben so unerwartet als angenehm.

Kopenhagen, den 21. Juli.

Heute schreibe ich zum ersten Mal sitzend am Tisch in meiner Krankenstube. Ich bin zum ersten Mal auf. Meine Kräfte sind freilich etwas schwach, aber ich kann doch schon mit einer Stütze durch das Zimmer gehen. Heute Morgen besuchte mich der junge B. Er brachte mir sehr schöne Erdbeeren. Ich habe mich herrlich mit meinen Kameraden daran erquickt. Auch empfing ich heute Briefe aus der Heimath. Sie athmen treue Liebe, die auch aus weiter Ferne wohlthätig wirkt. Erst jetzt, nach-

dem ich das Bett verlassen, fühle ich zum ersten Mal den Druck der Gefangenschaft, eine unendliche Sehnsucht nach Freiheit.

Kopenhagen, den 25. Juli.

Ich gehe jetzt schon wieder ganz frei und würde es fast schon übernehmen, einen untadelhaften Parademarsch auszuführen. Mit Schaudern denke ich an den Augenblick, wo ich aus dem Lazareth entlassen, zu meinen gesunden Kameraden in die Kaserne gesperrt werden werde. Der Aufenthalt dort soll kein reizender sein. Eine große Wohlthat für mich ist es, daß B's Güte mir fast regelmäßig Zeitungen zukommen läßt, wodurch ich mich in den Stand gesetzt sehe, das große Welttheater und die Begebnisse in den Herzogthümern zu überschauen. Außerdem benutze ich meine Zeit, um meine Kenntnisse der dänischen Sprache zu erweitern. Ich lese augenblicklich: „Danmarks Oltid*) af Worsaae,“ eine kleine, recht interessante Schrift.

Kopenhagen, den 29. Juli.

Unserem Lazareth gegenüber liegt der Rosenberger Garten. Ich begebe mich oft an das nach der Straße gelegene Fenster an dem einen Ende des langen Corridors, welcher unser Lazareth durchschneidet, um mich an dem herrlichen, saftigen Grün des schönen Gartens zu weiden. Von dem Fenster aus übersehe ich auch einen Theil der

*) Dänemarks Vorzeit von Worsaae.

Thürme Kopenhagens, und dann sehne ich mich hinaus in die volkbelebten Straßen der Hauptstadt und wünsche ihre Kunstschätze bewundern zu können.

Kopenhagen, den 6. August.

Die Tage vergehen langsam und einförmig. Bleiern schleicht die Zeit dem Gefangenen dahin. Als ich gestern an meinem Lieblingsfenster stand, wurde mir das Vergnügen zu Theil, einen alten Studienfreund, den Dr.*** vorbeigehen zu sehen. Er ging durch die Kronprinzessinstraße, meinem Fenster vorbei. Ich rief ihm einen Gruß zu und hatte darauf eine Unterhaltung mit ihm, die ich aber bald abbrechen mußte, da in wenigen Augenblicken sich eine Menge vornehmen und gemeinen Pöbels der Hauptstadt um den armen Doctor versammelt hatte. Bei meinen wiederholten Fensteraussichten wird meine Sehnsucht, Kopenhagen zu sehen, immer größer.

Kopenhagen, den 16-17. August.

Seit acht Tagen haben wir täglich erwartet, daß uns das Geschenk der Freiheit wieder zu Theil werden solle. Allein immer vergeblich. Neulich war einmal sogar schon der Befehl zur Einschiffung gegeben, die Transportschiffe lagen reisefertig im Hafen, als plötzlich Gegenbefehl vom Kriegsministerium kam, der uns herab aus unserem Himmel wieder in die traurige Prosa unseres Gefangenlebens zurückwarf.

Seit mehreren Tagen befinde ich mich also in der Silberkaserne, unter der Obhut des Oberstlieutenants L., der schon im vorigen Sommer die Inspection der Gefangenen auf Dronning Maria hatte. Ich habe also noch Gelegenheit gehabt, das Leben meiner gesunden Mitgefangenen kennen zu lernen. Dasselbe ist wirklich nicht so traurig, als deutsche Zeitungen es darzustellen sich bemühen. Unsere Wohnungen sind gut, wenn auch nicht sehr geräumig. Den ganzen Tag über ist der schöne, mit Bäumen bepflanzte Platz hinter der Kaserne zu unserer Disposition gestellt. Die in der Kaserne befindlichen Marketendereien liefern alle möglichen Lebensmittel zu civilen Preisen, sogar Wein und Bier. Mittags zwölf Uhr giebt es eine zwar nicht sehr wohlschmeckende, aber gesunde Suppe von Fleisch, Speck oder Heringen, außerdem erhält jeder Gemeine 10, jeder Unterofficier 22 Bankschillinge. Ich vergleiche unser Leben oft mit dem eines besuchten Badeortes. Jeden Morgen 5 Uhr versammeln sich die Soldaten an der großen Pumpe im Hofe, um sich zu waschen und durch einen frischen Trunk zu stärken. Das ist die Brunnencur. Später erblickt man unter den grünen Bäumen zahlreiche Spaziergänger und Gruppen Conversirender. Was dem Vergleiche aber am meisten nützt, ist das dolce far niente, zu dem wir verdammt sind, die ewige Langeweile und Beschäftigungslosigkeit, in der wir uns befinden. Das Schreiben ist, da in jedem Zimmer nur ein Tisch befindlich ist, den meistens Kartenspieler in Anspruch nehmen, sehr beschwerlich. Zum Lesen

fehlt die Ruhe. Man beschäftigt sich wie in jedem Badeorte mit Spiel, Gesang, Tanzen, Trinken und Spazierengehen.

Eine große Freude wurde mir vorgestern zu Theil. Oberst B., von dem ich schon am Sonnabend einen voreiligen Abschied genommen hatte, ließ mich zu sich holen und behielt mich bis heute bei sich. Mit dem jungen B. habe ich die ganze Stadt durchwandert, alle ihre Sehenswürdigkeiten bewundert. Den Mittewoch-Morgen verwandten wir, um das Aeußere der Stadt kennen zu lernen. Der runde Thurm wurde bestiegen, die Universität, das Christiansborger Schloß, das Rathhaus, Charlottenborg, die Ruinen der Marmorkirche und viele andere Gebäude wurden besichtigt. Abends gingen wir in das berühmte Tivoli, wo wir Lumby's Musik und deutsche Harfenistinnen hörten.

Am anderen Morgen war unsere Hauptaufgabe, die Thorwaldsenschen Kunstschätze kennen zu lernen. Wir begaben uns deshalb zuerst nach der Frauenkirche, in welcher Thorwaldsen's Apostel, sein Christus und sein Taufengel aufgestellt sind, und zum Schluß nach der Krone aller Sehenswürdigkeiten, dem Thorwaldsenschen Museum.

Den Nachmittag benutzten wir, den Rosenborger Garten zu besuchen, wo ein großer Markt zum Besten der bedrängten Jütländer gehalten wurde. Außerordentlich zahlreiche und theilweis sehr kostbare Geschenke waren in Buden geschmackvoll aufgestellt und wurden von eleganten Herren und Damen der Hauptstadt feil geboten. Das

Fest der Mildthätigkeit war zugleich ein Sieges- und Freudenfest für die Kopenhagener Welt. Tausende und aber Tausende von Menschen in den elegantesten Toiletten waren in dem Garten zusammengeströmt, der auf das Geschmackvollste mit Fahnen, Sieges-Emblemen und Gedenktafeln für gefallene Krieger geschmückt war.

Natürlich mußte mich, den Schleswig-Holsteiner, bei diesem Feste außer seinem allgemeinen Character manches Einzelne höchst schmerzhaft berühren. Unter Anderem schoß man mit einer Bolzenbüchse nach dem Portrait unseres commandirenden Generals; dennoch freut es mich, das Fest besucht zu haben. Es wird jedenfalls bedeutende Summen einbringen.

Eben, während ich diese Zeilen schreibe, verbreitet sich abermals das Gerücht von unserer Auswechselung, und zwar mit solcher Bestimmtheit, daß dem ungläubigsten Thomas kein Zweifel an der Wahrheit bleiben konnte.

Kopenhagen, Nachts vom 17-18. August.

Es ist 12 Uhr Nachts. Sämmtliche Gefangene werden im inneren Hof der Kaserne, bataillonsweise geordnet, aufgestellt, und von dort unter militairischer Begleitung nach der Schiffbrücke abgeführt. Das Dampfschiff „Schleswig,“ zwei kleinere Dampfschiffe und des Flensburger Christiansen dreimastiges Handelsschiff „Hermann,“ vom „Schleswig“ in's Schlepptau genommen, sind zum Transport der Gefangenen bestimmt.

Am Bord des Dampfschiffes „Schleswig,“ 5 Uhr Morgens.

Eben steigt die Sonne purpurgolden aus dem weiten Schooß des Meeres empor. Wir lichten die Anker. Noch sind wir indessen nicht frei und noch ertönen daher weder Volks- noch Vaterlandslieder. Rasch geht es an der Batterie „Dreikronen“ vorüber, rasch lassen wir die dänischen Kriegsschiffe auf Kopenhagens Rhede hinter uns. Lange sehen wir noch die Thürme der feindlichen Hauptstadt. Noch waren sie den Augen nicht entschwunden, als ein Preuße vom 3ten Jäger-Corps mich ganz naiv fragte, ob wir denn nicht die Insel Seeland auf unserer Reise sehen würden. Der Himmel ist blau, die Luft kalt. Ein frischer Nordost streicht über die Wogen und peitscht sie hoch auf, so daß Tropfen von ihnen weithin über unseren „Herrmann“ spülen. Jetzt liegen uns die weißen Kalkfelsen der lieblichen Insel Moen gegenüber. Noch haben wir Falster nicht hinter uns. Die meisten Gefangenen eilen, den Schlaf zu suchen, dessen wir uns in der vorigen Nacht nicht erfreut hatten. So überfüllt, wie es vorher auf dem Verdeck, ist es jetzt in den Räumen.

Ebendaselbst, den 19. August.

Die Sonne hat ihr nasses Wellenbett noch nicht verlassen, als die Meisten von uns schon wieder auf dem Verdeck sind. Als es zu tagen beginnt, entfaltet sich vor unseren Augen die vaterländische Küste Angeln's. Ein lautes, nicht endenwollendes Hurrah begrüßt sie. So eben,

9 Uhr, laufen wir in den Alsener Sund ein und gehen vor Anker. Vor uns liegt Sonderburg mit seinem alten Schloß, das noch ein neues Gefängniß für uns werden sollte. Um 10 Uhr beginnt die Ausschiffung. Es geht aber nicht, wie wir gehofft hatten, über die Schiffbrücke nach Schleswig's Festland, sondern vielmehr in ein altes Schloß, das vom Augustenburger Herzog seit Jahren als Kornmagazin benutzt, seit der Besetzung der Insel Alsen durch die Dänen aber zur Kaserne eingerichtet worden war. — Also noch immer keine Erlösung — immer fortgesetzte Gefangenschaft, und jetzt scheint sie strenger werden zu sollen, als sie es in Kopenhagen war.

Gefangen-Kaserne auf Alsen, den 19. August.

Ein ganzes dänisches Grenadier-Bataillon mit blauen Waffenröcken und großen Bärenmützen ist bestimmt, uns zu bewachen. Vor jeder der siebenzehn Pforten des Schlosses stehen zwei Posten, auf jeder Treppe deren vier. Der Schloßhof darf nur immer von einigen Insurgenten zur Zeit betreten werden. Sobald sich mehr als etwa Hundert darin angesammelt, muß die Garde auf R's Befehl denselben mit gefälltem Bajonnet reinigen. Zu dem kaum genießbaren Mittagsessen, zu dem Frühstück, aus Käse, Brod und Schnaps bestehend, werden wir immer, Hundert ungefähr zu gleicher Zeit, in den Hof hinabgetrieben und wie das Vieh gefüttert. Aller Verkehr mit den Bewohnern der Stadt ist uns abgeschnitten.

Ebendaselbst, den 20. August.

Heute Morgen hatten wir das Vergnügen, die Ausschiffung der ersten schwedisch-norwegischen Soldaten anzusehen, welche als neutrale Truppen Nord-Schleswig besetzen sollen. Es war schwedische Garde, in blauen Waffenröcken und mit Pickelhauben, stattliche Leute. Die Dänen begrüßten ihre scandinavischen Landsleute mit herrlicher Militairmusik. Unter den aufgeführten Stücken nahm natürlich der „tappre Landsoldat" den ersten Platz ein.

Den 21. August.

Endlich ist denn die Auslieferung geschehen. Endlich fühle ich mich denn wieder ganz glücklich im Besitz der lange entbehrten Freiheit, deren Werth der nicht zu schätzen weiß, der sie nie entbehrt hat.

Als wir heute unsere Mittagstafel eben aufgehoben hatten, erfolgte der Befehl zum Aufbruch. Die Gefangenen wurden wieder bataillonsweise geordnet und durch ein langes Spalier dänischer Gardisten durch die belebtesten Gassen der Stadt, dann über die lange Schiffbrücke auf das feste Land Schleswigs hinüber geführt.

Als wir den Brückenkopf und seine Schanzen hinter uns hatten, erscholl das Lied „Schleswig-Holstein." Aber noch waren wir in der Gewalt der Dänen. Bei der ersten Strophe sandte R. uns mehrere Dragoner, die mit gezogenem Säbel jeden Laut in unsere Brust zurückdrängten. Vor der Demarcationslinie gerieth der Zug wieder in Stocken. Die dänischen Gefangenen sollten zuerst ausgeliefert werden.

Gegen zwei Stunden mußten wir daher noch auf freiem Felde, im fürchterlichsten Regen campiren. Da erst ging es denn wieder vorwärts in die goldene Freiheit hinein. Den Zug eröffneten die Verwundeten.

Auf dem freien Boden des Vaterlandes begrüßte uns zuerst ein preußischer Officier. Dann riefen uns die preußischen Husaren, welche die dänischen Gefangenen escortirt hatten, ein lautes Hoch zu. Das waren wohlthuende Laute für unser Ohr; die ersten Worte der Theilnahme seit langer, langer Zeit. Gleichzeitig wurde in unseren düppeler Schanzen die schwarz-roth-goldene und die blau-weiß-rothe Fahne aufgezogen. Das beseligende Gefühl der neu erhaltenen Freiheit ergriff uns ganz.

Auf der Hauptschanze des düppeler Vertheidigungswerkes war uns eine schöne Ueberraschung bereitet. Lange Reihen von stattlichen deutschen Frauen und Jungfrauen in Festgewändern überschütteten uns mit einem Regen von Kränzen und Blumen. Wir wurden freigebig bewirthet, Reden und Gesang wechselten mit einander ab und schnell waren einige schöne Stunden verflossen, die uns Allen eben so viele Minuten gedäucht hatten.

Das schönste Wetter begünstigte das Fest. Nachmittags 4 Uhr bestiegen wir 400 Wagen, die uns durch den schönen Garten ‚Sundewitt‘ endlich dem lange ersehnten Ziele zuführen sollten.

So weit habe ich das Tagebuch meines Freundes sprechen lassen. Interessirt sich der Leser vielleicht noch für die ferneren Schicksale desselben, so möge er erfahren, daß es ihm nicht vergönnt war, die ersten Tage seiner Freiheit ungestört zu genießen. Kaum im Kreise seiner Familie, die er mit schwärmerischer Liebe verehrte, angelangt, wurde er von einer bösartigen Augenentzündung, die er sich wahrscheinlich im sonderburger Schloß zugezogen hatte, befallen und beinahe vier Wochen an Bett und Zimmer gefesselt.

Endlich wieder hergestellt, so daß er wieder Dienst thun konnte, avancirte er im Laufe des Jahres 1850 zum Portepée-Fähnrich und später zum Officier, als welcher er beim ersten Sturm auf Friedrichstadt, am 29. September 1850, von Kartätschenkugeln zerrissen, den Heldentod für sein geliebtes Schleswig-Holstein starb.

V.

Ein Feldgottesdienst.

August 1849.

Der Feldzug von 1849 war zu Ende, und mit dem Feldleben geht die schönste Zeit, der Reiz, das ewig Neue des Soldatenlebens zu Ende.

Der unglückliche Waffenstillstand war am 10. Juli zu Berlin abgeschlossen worden, und durch ihn ward die Erfüllung unseres heißesten Wunsches, recht bald die Scharte von Friedericia auswetzen zu dürfen, in unbestimmte Ferne hinaus gerückt, wenn nicht gar unmöglich gemacht; und obgleich gegen die einseitig abgeschlossene Waffenstillstands-Convention von unserer Statthalterschaft protestirt worden war, so sahen wir dennoch ein, daß wir jedenfalls gezwungen sein würden, uns wohl oder übel ihren Bedingungen zu fügen.

Wir Alle waren verstimmt, und um so weniger behagte uns die unfreiwillige Ruhe und Muße, zu der wir verdammt waren. Wir lagen zwar noch auf jütischem Grund und Boden, in dem Dorfe Harthe, aber hart an der Koldingau, die hier, sich bei Kolding in's Meer ergießend, die Gränze zwischen Jütland und Nord-Schleswig

bildet. Täglich erwarteten wir den Befehl zum Rückmarsch hinter die Eider, und da es denn doch einmal geschehen mußte, so wünschten wir Alle recht sehnlich den Augenblick herbei, der uns aus dem, jetzt beinahe fünf Monate durchstreiften Jütland wieder nach dem heimathlichen Holstein führen sollte.

Allein vergeblich. Tag auf Tag verrann und keine Marschordre zeigte sich. Ich hatte deswegen hinlängliche Muße, das schöne Thal der Koldingau nach allen Richtungen hin zu durchstreifen, und entschädigte mich so für die Langeweile, die daheim in unserem Quartier ihr Feldlager aufgeschlagen hatte.

Das Dorf Harthe, etwa eine Viertelstunde von Kolding entfernt, lag allerdings in Jütland, ohne indeß den Originaltypus eines jütischen Dorfes zu zeigen. Während die Letzteren gewöhnlich nur aus fünf bis sechs großen Bauernhöfen bestehen, deren jeder, für sich liegend und von allen Seiten von Wohn- und Wirthschaftsgebäuden eingeschlossen, ein quadratförmiges, für sich bestehendes Ganzes bildet, bestand Harthe aus vielen, ziemlich reinlichen, mit der Hauptfronte nach der Straße gekehrten Häusern. Von den Bewohnern war nicht viel zu sagen. Die Männer schienen hier, wie überall in Jütland, wo wir in Quartier lagen, verschwunden. Zum Theil hatten sie sich wirklich aus dem Staube gemacht, weil man ihnen vorgeredet hatte, sie würden in unsere Armee gesteckt, zum Theil lebten sie nur abgesondert in einem verborgenen Theil des Hauses, alle Berührung mit uns vermeidend und die

Verhandlung aller Angelegenheiten dem weiblichen Hauspersonal überlassend.

Wenn dies Verhältniß nun auch unter anderen Umständen uns eben kein unerwünschtes gewesen wäre, so verlor es durch den geringen Grad von Liebenswürdigkeit und Anziehungskraft, den die jütischen Landschönen besitzen, allen Reiz. Ich habe in Jütland nur wenig hübsche Gesichter auf dem Lande gesehen, und fand man einmal wirklich eins, so war dasselbe durch die übliche, ganz geschmacklose Landestracht vollkommen entstellt. Die Haupttracht der jütischen Bäuerinnen besteht in einem, aus selbstgewebten, natürlich sehr groben, wollenen Zeuge verfertigten engen Kittel, mit großen Bauschärmeln, dessen Taille unmittelbar unter den Armen beginnt. Das Haar tragen sie gewöhnlich unter einer Art Kappe oder Haube zusammengekämmt, die höchstens alle Sonntage einmal gelüftet wird. Denkt man sich dazu die breiten, mit den berüchtigten Træsko's*) bekleideten Füße, mit denen eine kräftige Jütländerin leicht im Stande sein dürfte, die Schale einer Schildkröte zu zertreten, so wird es uns Niemand verdenken, wenn wir keine Lust verspürten, den jütischen Ehemännern die Bewachung ihres weiblichen Hauspersonals zu erschweren, zumal das schlechte Plattdänisch, was hier gesprochen wird, jede Unterhaltung oder Verständigung unmöglich macht.

Wir waren also rein auf den Umgang mit uns selbst und Spaziergänge durch die reizende Umgebung angewiesen.

*) Holzschuhe.

Allein schon lagen wir hier beinahe vier Wochen. Die Gegend an der Koldingau, die schöne Ruine vom Schlosse ‚Koldinghuus‘ waren uns hinlänglich bekannt, und in der Stadt Kolding selbst, verlassen von dem größten Theil ihrer Einwohner, war wenig zu holen, desto mehr aber in den theuren und schlechten Wirthshäusern zu lassen.

So war denn unsere einzige Zuflucht, das Universal-Präservativmittel gegen die Langeweile, die Karten, die überhaupt in unserer Armee ziemlich eingebürgert waren und von den Leuten oft scherzweise in ihrer Mundart: ‚Dat Gesangbook mit de tweeunföftig Bläder‘ genannt wurden.

Eben war ich denn auch mit einigen Freunden damit beschäftigt, an einem Tische, den wir uns hinaus in den Garten getragen hatten, die Langeweile durch eine Partie Whist zu verkürzen, als eine Ordonnanz vom Major an mich hervortrat und mir die Meldung machte:

‚Sie sind commandirt, auf der Koppel, die an des Herrn Majors Quartier liegt, zu dem morgenden Gottesdienst eine Kanzel nebst Altar zu bauen. Das Arbeitscommando dazu ist bereits vor der Wohnung des Herrn Majors angetreten.‘

Meine Freunde konnten kaum die Zeit abwarten, daß die Ordonnanz ihre Meldung beendet und uns den Rücken zugekehrt hatte, als alle drei in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Ich selbst konnte das Lachen nun auch nicht länger mehr unterdrücken. Mich Unglückseligen, der ich die edle Wissenschaft der Architectonik nur vom

Hörensagen kannte, der ich wohl gesehen und gelernt hatte, wie man Erdhütten und Feldküchen baut, der ich zu Kanzel und Altar aber nie eine so große Hinneigung gefühlt hatte, um gar ihre Construction und Bauart zu studiren, auf mich Unglückseligen war die Wahl unseres Majors zu diesem frommen Geschäft gefallen!

Mein Aerger, den schönen Robber Whist, den wir so eben begonnen hatten, nicht vollenden zu können, wurde noch vergrößert durch die schlechten Witze und Sticheleien, mit welchen meine Kameraden mich verfolgten.

‚In welchem Style gedenkst Du denn Deine Bauwerke aufzuführen,‘ fing der Eine an, ‚wirst Du den reingothischen oder den byzantinischen adoptiren?‘

‚Ich hoffe,‘ sagte ein Anderer, ‚Du wirst Deine Sache so gut machen, daß man Dir nach Beendigung des Krieges die Vollendung des cölner Domes übertragen wird.‘

So ging es noch eine Weile fort, bis ich mir eine Pfeife gestopft und meinen Säbel umgeschnallt hatte, und indem sie mir noch beim Hinausgehen zuriefen: ‚Guten Abend, Herr Architect!‘ ‚Guten Abend, genialster der Baumeister!‘ trat ich schweren Herzens den Gang nach dem Quartier des Majors an.

Vor der Thüre desselben traf ich schon ein halbes Dutzend Musketiere in grauen Jacken, die Feldmütze keck auf ein Ohr geschoben, auf ihren Spaten und Hacken gestützt, meiner harrend an. Ich wünschte ihnen einen guten Abend, wir machten links um und marschirten nach der,

unmittelbar hinter dem Bauernhause, welches der Major bewohnte, gelegenen Koppel.

Zur näheren Erklärung für den Leser will ich bemerken, wie fast in ganz Schleswig-Holstein, so auch im Süden von Jütland, jedes Stück Acker von allen vier Seiten von etwa drei bis vier Fuß hohen Erdwällen, die gewöhnlich dicht mit Haselnußgebüsch oder Dorn bewachsen sind, eingeschlossen wird. Durch eine Thür, welche in einem dieser Wälle, hier überall ‚Knicke‘ genannt, angebracht ist, gelangt man auf den Acker, welcher den Namen ‚Koppel‘ führt. Die Knicke haben einmal den Zweck, die Saat und das hier zu Lande ohne alle Aufsicht weidende Vieh gegen die oft sehr rauhe Witterung zu schützen, so wie zu verhindern, daß das Letztere die für ihn bestimmten Weidekoppeln verlasse und etwa die Saatfelder vernichte.

Eine solche Koppel war mir also als Bauplatz angewiesen. Sie lag auf einem Plateau, das nach drei Seiten eine reizende Aussicht in das romantische Thal der Koldingau gestattete, während die vierte Seite durch ein dicht dabei liegendes Gehölz anmuthig gegen den Hintergrund abgeschlossen wurde. Diese Seite beschloß ich denn auch zum Hintergrund meiner improvisirten Kirche zu machen. Mit Hülfe eines meiner Musketiere, der schon früher zu einem Kanzelbau commandirt gewesen war, kam ich glücklicherweise bald nicht nur mit dem Entwurf meines Bauplanes, sondern auch mit seiner Ausführung zu Stande. Zuerst wurde ein etwa vier Fuß hoher, eben so tiefer und noch einmal so breiter Erdwall aufgeworfen,

der, zierlich mit Rasen bekleidet, den Altar bildete. Eben so einfach war die Kanzel. Sie lag etwa vier Schritt hinter dem Altare, und bestand aus einem, ebenfalls mit Rasen bedeckten, halbkreisförmigen Erdwall, der, etwas höher als der Altar, diesem seine runde, geschlossene Seite zukehrte, während die beiden Enden durch eine Pflanzung frischer, reichbelaubter Buchenstämme, die dem Prediger den Eintritt in das Innere gestatteten, verbunden waren. Inwendig an der runden Seite befand sich eine Erhöhung als Standpunct für den Prediger, während auf dem Kamm des Walles eine kleine Erhöhung, ebenfalls aus Rasen, ihm als Pult für seine Bibel diente.

So war ich nach Verlauf von zwei Stunden weit besser und glücklicher, als ich es gedacht hatte, mit meinem Bauwerke zu Stande gekommen, und hatte die Genugthuung, Dank der Anleitung des Musketiers, der schon früher einmal sich in derartigen architectonischen Uebungen versucht hatte, daß der Major, welcher, als wir den Bau vollendet, auf dem Platze erschien, sich sehr anerkennend über denselben aussprach.

Am anderen Morgen fand nun der Feldgottesdienst Statt. Der Altar war mit einem blendend weißen Leinentuch bedeckt, welches angenehm gegen das dunkle Grün des Rasens abstach. Auf dem Altar stand ein einfaches Crucifix. Eine militairische Zierde des Platzes bildeten die vor dem Altar in Form einer Pyramide aufgestellten Trommeln und eine unter Anleitung des

Feldküsters aus Waffen und Helmen geschmackvoll zusammengesetzte Trophäe.

Um 9 Uhr begann der Gottesdienst. Es war ein schöner, klarer, sonniger August-Morgen, die Luft hell und durchsichtig, und der heitere Himmel bildete einen schön gewölbten Dom über den Platz, wo unsere kirchliche Feier Statt finden sollte. Es schien, als wisse die Natur, welche feierliche Handlung die im schönsten, kriegerischen Schmuck prangenden Truppen vorzunehmen beabsichtigten, denn eine tiefe, sonntägliche, heilige Stille herrschte über die ganze Gegend, nur zuweilen unterbrochen durch den melodischen Gesang einiger Lerchen, der hoch herab von der Wölbung unseres Domes zu uns hernieder schallte.

Es waren drei Bataillone, die an der kirchlichen Feier Theil nahmen. Sie waren in Form eines Halbkreises, enggeschlossen um die Kanzel aufgestellt, und nachdem der Feldprediger seinen Platz eingenommen und die Nummer des abzusingenden Liedes in dem kleinen, soldatischen Gesangbuch bezeichnet hatte, begann die Brigade-Musik, die rechts von der Kanzel aufgestellt war, die schönen, langgezogenen Accorde des Chorals zu spielen, in die, auf ein Zeichen des Feldküsters, die kräftigen, vollen Stimmen von weit über zwei Tausend Kriegern einfielen, daß die volle Melodie brausend durch die frische Morgenluft schallte.

Ich bin sonst kein großer Freund der Betbrüder und ihres kirchlichen Geplärrs, aber tief ergriff mich dieser Augenblick mit seinem erhebenden Eindruck. Was ist der

freie, schöne Tempel der Natur, dessen kühn gewölbte Bogen urewig da droben fortbestehen werden, doch ein ganz anderes Gotteshaus, als die düsteren, finsteren Steinklumpen, die, wie Ihr daheim meint, nöthig sind, um das Herz und den Geist des Menschen zu seinem Schöpfer zu erheben! Kommt einmal heraus in das freie, in das bewegte Soldatenleben, wohnt einmal einem Feldgottesdienst bei, wo zwischen Euch und Euern Gott sich keine gothischen Spitzbögen und bunt bemalten Glasfenster drängen, wo in jedem Grashalm, in jedem Blatt am Baum, in jedem Vogel in der Luft Mutter Natur ein heiliges Wort Gottes vor Euch aufgeschlagen hat, wo keine kalten Wände, keine Moderluft Euer Hirn erdrücken, und es wird Euch bald klar werden, wie wenig dazu gehört, den Menschen zur Andacht und Frömmigkeit zu stimmen.

Solche Gedanken hatten mich beschäftigt, als die Musik schwieg, und der Feldprediger, nachdem wir mit entblößtem Haupte die Vorlesung des Bibeltextes angehört hatten, seine Predigt begann. Leider sollte diese mir meine schönen Gedanken auf eine nicht eben angenehme Weise verbittern. Der Feldprediger war allerdings ein Prediger, aber er war kein Feldprediger. Ich erinnere mich nicht mehr genau des ganzen Inhalts seines orthodoxen Gewäsches, aber so viel weiß ich, daß, wer Soldaten sagen kann, eine von ihnen verlorene Schlacht sei der Lohn für die Sünden gewesen,*) die sie begangen, — der ist kein

*) Der Herr Pastor äußerte wörtlich: „daß Ihr die Schlacht bei Friedericia verloren, davon sucht den Grund nicht

Feldprediger. Mag er alten Weibern das Schreckbild ihrer Sünden vorhalten, mag er sie dadurch zur Reue über die Vergangenheit stimmen, des Soldaten beste Reue nach einer verlorenen Schlacht ist die Rückkehr des alten Selbstvertrauens, des Muthes und der Begierde, die erlittene Niederlage den Feind blutig entgelten zu lassen. Das muß die Reue eines Soldaten sein, der, wie wir, für die Freiheit seines Landes, für das Heiligste, was es ihm giebt, für seine Nationalitat, den Kampf begonnen hatte. Aber gerade diese schönen Leidenschaften zu untergraben, schien die Hauptaufgabe der Predigt unseres Pastors . . . zu sein, und so kam es denn auch, daß seine Worte bei dem gesunden, offenen Verstande unserer Schleswig-Holsteiner wenig Anklang fanden; ja, daß, als er die oben genannte Aeußerung that, ein Gemurre des Unwillens nicht nur in den Reihen der Leute, sondern auch unter den Officieren laut wurde.

Wir Alle waren daher sehr zufrieden, als die Predigt geendigt, und nur der schöne, kräftige Gesang des Liedes: ‚Nun danket Alle Gott,‘ welcher nun folgte, verwischte wenigstens einigermaßen den unangenehmen Eindruck, den die an orthodoxem und pietistischem Wust reiche Predigt auf uns Alle gemacht hatte.

Als der letzte Klang des Liedes verhallt war, ertönten von allen Seiten wieder die Commandorufe, und

in der Ueberlegenheit des Feindes, nicht in dem Gefühl der Sicherheit, dem Ihr Euch überlassen, sondern in Euren Sünden, die Ihr begangen habt.‘

jedes Bataillon trat den Rückmarsch in sein altes Cantonnement an. Der Herr Feldprediger genoß die, meiner Meinung nach, wenig verdiente Ehre, von unserem Major zu Tisch geladen zu werden.

VI.

Die erste Inspection vor General Willisen.

Mai 1850.

[illegible]

[illegible] oder Rachsucht [illegible], des Muthes und der Begierde, die erlittene Niederlage dem Feind blutig vergelten zu [illegible]. Das muß die Ruhe eines Soldaten sein, der, wie wir, für die Freiheit seines Landes, für das Heiligste, was es [illegible] giebt, für seine Nationalität, den Kampf begonnen hatte. Aber gerade diese schönen Leidenschaften zu untergraben, schien die Hauptaufgabe der Predigt unseres Pastors . . . zu sein, und so kam es denn auch, daß seine Worte bei dem gesunden, offenen Verstande unserer Schleswig-Holsteiner wenig Anklang fanden; ja, daß, als er die oben genannte Aeußerung that, ein Gemurre des [illegible] nicht nur in den Reihen der Leute, sondern auch unter den Officieren laut wurde.

Wir [illegible] waren daher sehr zufrieden, als die Predigt geendigt war, und der schöne, kräftige Gesang des Liedes: „Nun danket Alle Gott," welcher nun folgte, verwischte [illegible] einigermaßen den unangenehmen Eindruck, den die so [illegible] und pietistischem Wust reiche Predigt auf uns Alle gemacht hatte.

Als der letzte Klang des Liedes verhallt war, erschallen von allen Seiten wieder die Commandorufe, und

[illegible] in der Ueberlegenheit des Feindes, nicht in dem Gefühl der Sicherheit, dem Ihr Euch überlaßt, sondern in Euren Sünden, die Ihr begangen habt."

VI.

Die erste Inspection vor General Willisen.

Mai 1850.

Das Bataillon, bei welchem ich stand, lag noch im Wintercantonnement zu Neumünster, einem lebhaften Flecken auf der Mitte des öden, holsteinischen Haiderückens, bekannt durch seine großen Tuchmanufactuten, denen, fast sechszig an der Zahl, der kleine Flecken die Existenz und den Wohlstand seiner Einwohner verdankt.

Da die traurigen, einförmigen Umgebungen Neumünsters uns wenig Unterhaltung und Abwechselung darboten, im Flecken selbst wir aber auf den Umgang mit einigen wenigen, gastfreien Familien angewiesen waren, so war das einzige und gewöhnliche Ziel unserer Spaziergänge der Eisenbahnhof, der zur Zeit der Ankunft der verschiedenen Eisenbahnzüge, es zweigt sich bekanntlich hier von der Altona-Kieler Eisenbahn die Rendsburger ab, ein lebhaftes Treiben darbot. Hier war es, wo sowohl aus Kiel, dem damaligen Quartier des commandirenden Generals, als auch aus Rendsburg, dem militairischen Mittelpunkt unseres Landes, die sichersten und neuesten Nachrichten mit den Eisenbahnzügen anlangten, um sofort von uns aufgefangen und, nachdem die verschiedenen Züge abgegangen

und die vorige Ruhe und Einsamkeit auf dem Bahnhofe wieder herrschte, in dem gemüthlichen Wartezimmer desselben bei einem Glase vortrefflichen kieler Biers ausgetauscht und besprochen zu werden.

Es war ein heiterer Apriltag gewesen. Ich kehrte von einem abendlichen Spaziergange, den ich gemacht, eben nach dem Bahnhofe zurück, hatte mich indessen so verspätet, daß ich dort anlangte, als die Abendzüge schon wieder nach Kiel und Rendsburg abgegangen waren. Ich eilte daher nach dem Wartezimmer, um dort wenigstens noch einige Neuigkeiten zu vernehmen. Dasselbe war heute reichlicher, denn je besucht, und als ich eintrat, fielen wohl zehn Cameraden über mich her und riefen, sich gegenseitig überschreiend:

„Hast Du es schon gehört, hast Du es schon vernommen, General Bonin hat von der Statthalterschaft seinen Abschied erhalten und so eben ist unser neuer commandirender General, der preußische General-Lieutenant Willisen, mit dem Abendzuge nach Kiel hier durchgegangen.

Diese Nachricht überraschte mich allerdings nicht wenig. Das Ereigniß, für uns alle von so unendlicher Wichtigkeit, wurde von verschiedenen Seiten verschieden beurtheilt. Noch kannte man weder die Gründe, die unsere Statthalterschaft zu diesem so bedeutungsreichen Schritt bewogen, noch wußte man weder Näheres über die Person unseres neuen commandirenden Generals, noch circulirten die vaguesten Gerüchte über die Art und Weise der Entlassung des früheren, der ungeachtet der schwanken-

den Stellung, welche er zwischen dem preußischen Cabinet und unserer Statthalterschaft einnahm, sich dennoch eines sehr großen Anhangs in unserer Armee, namentlich unter dem Officiercorps zu erfreuen hatte, während seine Popularität bei den Leuten durch die Schlacht bei Friedericia sehr gelitten hatte.

Ich theilte meinen Bekannten die wenigen Notizen mit, die mir aus Preußen her über Willisen, seine Thätigkeit als Commissar in Posen und seine darauf folgende Verabschiedung, sowie über den bedeutenden Ruf, bekannt waren, den er durch seine militairliterarischen Arbeiten in der preußischen Armee genoß, und nachdem wir bis spät in die Nacht hinein das bedeutungsreiche Ereigniß besprochen hatten, kamen wir wenigstens darin überein, daß es für unsere Sache von unberechenbarem Nutzen sei, endlich einen eigenen, selbstständigen General zu haben, der nicht in einem so zwitterartigen Dienstverhältniß stand, wie es Bonin bisher gewesen war.

Wenige Tage darauf erschien eine Proclamation Bonin's, in welcher er von der Armee Abschied nahm und ihr anzeigte, daß mit ihm eine bedeutende Anzahl preußischer und unter diesen die namhaftesten, höheren Officiere, uns verlassen würden. Eine zweite Proclamation des General Willisen, mit welcher er die Functionen als Höchstcommandirender unserer Armee übernahm, ließ ebenfalls nicht lange auf sich warten. Die letztere machte durch ihre offene, kräftige Sprache und indem sie uns über das Unvermeidliche unseres Verlustes aufklärte, einen sehr wohl-

thuenden Eindruck, und wenn wir auch Alle Bonin als persönlich liebenswürdigen Mann und Gründer unserer Armee ungern scheiden sahen, so verminderte doch der Gedanke der eisernen Nothwendigkeit dieses Verlustes um sehr viel die Bitterkeit desselben.

Noch waren wir nicht im Stande gewesen, die langen Consequenzen des folgereichen Ereignisses zu überdenken als eines Morgens das Bataillon Befehl erhielt, gegen Mittag im Ordonnanz-Anzuge sich auf dem Eisenbahnhof zu versammeln, um zum letzten Male den abgehenden General zu begrüßen, der, wie er angezeigt hatte, heute mit dem Güterzug unser Land verließ. Es war die Theilnahme an diesen Act der Pietät in den freien Willen eines Jeden gestellt, aber so viel mir bekannt, schloß sich bei unserem Bataillon Niemand von demselben aus.

Wir waren in Bataillonsfront gegen die Eisenbahn aufgestellt und lange hatten wir schon vergeblich auf die Ankunft des Trains geharrt, als endlich das Signal aufgezogen wurde und bald darauf auch mit schrillem Pfeifen der lange Zug sich brausend dem Eisenbahnhof näherte. Er hielt und ein donnerndes Hoch bewies unserem scheidenden General, als er aus einem der letzten Waggons, begleitet von den preußischen Officieren des Generalstabs ausstieg, wie viele Sympathien noch ihm bei seinem Scheiden aus der Armee folgten.

Er trug wie gewöhnlich den schwarzen Interimsrock und seine charakteristische Mütze, nach deren Modell viel ähnliche in der Armee getragen wurden, und die man nach

ihrer Urform ‚Bonin-Mützen‘ genannte hatte. Aus seinem Rockkragen hing der preußische Orden ‚pour le merite‘, während in dem Knopfloch ein schöner Veilchenstrauß prangte.

Er war sichlich bewegt, mehr sogar, als man es von einem scheidenden General, seinen Soldaten gegenüber, hätte erwarten sollen. Als er die Front langsam hinunterschritt, und uns wie immer sein ‚Guten Tag, Kinder! Guten Tag, Kinder!‘ zurief, begleitet von jener grüßenden Bewegung der rechten Hand, die ihm so eigenthümlich war, daß ich ihn unter Tausenden von Officieren allein an dieser Handbewegung hätte erkennen wollen, da füllten Thränen seine Augen und eine tiefe, innere Bewegung sprach sich in seinen Zügen aus. Er sprach freundlich mit diesem oder jenem, namentlich lange mit einem unserer alten Feldwebel, dessen durch Strapazen und Wind und Wetter gebräuntes Gesicht, geziert mit einem ächt kriegerischen Bartwuchs à la Cavaignac, ihm wahrscheinlich aufgefallen sein mußte.

Bei jeder Compagnie begrüßte ihn ein neues, vollstimmiges Hoch. Er wechselte dann einige Worte mit unserem Bataillons-Commandeur, als das Läuten der Bahnhofsglocke ihn an die Weiterreise mahnte. Er stieg wieder in sein Coupée und noch aus dem Wagenfenster rief er, während der Zug sich langsam in Bewegung setzte, uns sein altes ‚Adieu, Kinder!‘ zu, während das letzte Hoch, begleitet von dem Schwenken unserer Helme, ihm das Geleit gab, unter dessen Augen unser Bataillon seine ersten Lorbeern geerntet hatte.

Die nun folgenden Tage waren Tage der angestrengtesten Arbeit und Beschäftigung für uns. Willisen hatte in einer zweiten Proclamation, die er erlassen, bekannt gemacht, daß er sich durch eine Inspection jedes einzelnen Truppentheils von dem Zustande der jungen Armee, deren Commando er übernommen, überzeugen würde. Da ging es nun an ein Exerciren und Putzen, daß es ordentlich eine Freude war. Vormittags wurde täglich 3 oder 4 Stunden exercirt, Nachmittags wurden Appells von ebenso langer Dauer abgehalten, bei denen Waffen- und Montirungsstücke der genauesten Revision unterworfen wurden. Die schönen Abendstunden, die unsere Musketiere wahrscheinlich lieber im Freien oder am Arm ihres Schatzes hätten verbringen mögen, wurden dazu benutzt, ihnen in der Schulstube noch einmal ihre Pflichten als Soldaten beizubringen oder die ihnen als Recruten eingebläuten, theoretischen Kenntnisse einer kleinen Auffrischung zu unterwerfen.

Nachdem wir uns so hinlänglich auf die Inspection unseres Generals vorzubereiten Gelegenheit gehabt hatten, kam eines Abends endlich der Befehl, daß diese Inspection am anderen Morgen um 8 Uhr, um welche Zeit der General mit dem Eisenbahnzuge von Kiel hier einzutreffen gedachte, stattfinden würde.

Es war ein schöner Mai-Morgen. Schon um 6 Uhr fing es auf den Compagnie-Sammelplätzen an lebendig zu werden. Mit glänzend geputzten Helm und Waffen, mit schneeweißem Lederzeug und Brodbeutel, mit

probemäßig gerolltem Mantel wanderten aus den verschiedenen Quartieren die Leute ihren Sammelplätzen zu, um hier vor den strengen Augen des Hauptmanns noch einmal einer Generalrevision unterworfen zu werden. Da waren denn noch tausend Kleinigkeiten zu erinnern und zu verbessern. Hier saß eine Schnalle nicht auf der rechten Stelle, dort war der Brodbeutelriemen zu lang, hier war der Mantel nicht fest genug gerollt, dort die Cocarden verkehrt an dem Helm befestigt. Nachdem allen diesen kleinen Fehlern sofort eine schleunige Abhülfe geworden, wurden endlich die Compagnien rangirt und zum Bataillon zusammengezogen, und unter dem lustigen Klang der Hörner, die mit den Trommeln abwechselten, der Marsch nach dem in der Nähe des Eisenbahnhofes gelegenen Exercierplatz angetreten. Der Eisenbahnhof, den wir zu passiren hatten, war bereits mit einer dichten Menschenmenge besetzt, die der Ankunft des neuen Generals harrte. Wir hatten bald den Exercirplatz erreicht, hier wurden die Gewehre zusammengesetzt und erwartungsvoll sahen wir Alle der Ankunft des Trains und mit ihm der unseres neuen Generals entgegen. Endlich meldete das Signal die Ankunft des Zuges, unser Major stieg zu Pferde und das Commando: „an die Gewehre!“ welches sofort ertönte, als unser Adjutant in Carriere auf den Exercirplatz gesprengt kam, ließ uns keinen Zweifel, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo es galt, unserem neuen General durch unsere Leistungen einen vortheilhaften Begriff von unserem Bataillon beizubringen. Das Bataillon war en Linie

aufgestellt. Als der General, begleitet von unserem Brigade-Commandeur, dem Obersten A. und einigen Adjutanten am Eingang des Exercirplatzes erschien, ertönte das Commando: ‚Achtung! Präsentirt das Gewehr!‘, die Tamboure schlugen den Salutirmarsch und Willisen sprengte vom rechten Flügel in kurzem Galopp die Front hinunter.

Was uns Allen zuerst am meisten auffiel, war der Umstand, daß unser neuer General, der uns heut zum ersten Mal sah, uns nicht einmal mit einem ‚Guten Morgen, Leute!‘ begrüßte, ein Gebrauch, der namentlich durch Bonin ein allgemeiner in unserer Armee geworden war, und welchen Gruß bei jeder Uebung wir vom Hauptmann bis zum General hinauf zu bekommen gewohnt waren. Bei Willisen nichts der Art. Nachdem er, ohne ein Wort zu verlieren, mit scharfem Auge die Reihen musternd, an der Front hinunter geritten war, stieg er vom Pferde und befahl dem Major, die Compagnien in der, für eine specielle Revision vorgeschriebenen Art und Weise, aus einander ziehen und aufstellen zu lassen. Dieselbe besteht darin, daß die Compagnien en Linie aufgestellt sind, vor dem rechten Flügel derselben stehen die Chargirten, den Feldwebel an der Spitze, ebenfalls eine Linie bildend und vor den letzteren wieder, etwa 4 Schritt vorwärts, die Compagnie-Officiere, vor denen sich wiederum der Hauptmann befindet.

Willisen trat dann, ich stand bei der 1. Compagnie, zuerst auf unseren Hauptmann zu. Dieser überreichte ihm den Stärkerapport der Compagnie, über dessen Einzelheiten

Willisen ihn eines genauen Examens unterwarf, indem er sich namentlich über Kranke, Beurlaubte und Commandirte nähere Auskunft geben ließ. Während dieser Zeit hatte ich hinlängliche Gelegenheit, das Aeußere Willisen's zu beobachten. Willisen ist mittlerer Größe, breitschulterig und ziemlich stark gebaut. Eine hohe, stark gewölbte Stirn giebt ihm das Zeugniß hoher, geistiger Fähigkeiten. Sein Auge ist klein, nimmt aber, wenn er es auf einen Gegenstand prüfend ruhen läßt, einen scharfen, durchdringenden Ausdruck an. Sein Mund ist fest geschlossen. Um denselben spielt zuweilen ein eigenthümlicher Zug, den ich nicht zu beschreiben vermag, der aber bei ganzen Physiognomie Willisen's den Character, ich möchte fast sagen, der Schwermuth oder der Melancholie giebt, während der beständige Ausdruck seines Gesichts sonst der einer eisernen, überlegenen Ruhe ist. Sein Haupthaar ist kraus und stark, aber silberweiß. Einen Bart trägt er nicht. Sein ganzes Wesen, seine Bewegungen und seine Sprache drücken eine große Ruhe aus. Seine Stellung ist eine ungezwungene. Seine linke Hand trägt er gewöhnlich in dem Waffenrock, von dem 2 oder 3 Knöpfe geöffnet sind.

Am Tage der Inspection trug er den gewöhnlichen, blauen Waffenrock mit Generalsepauletten, eine hohe, sogenannte preußische Mütze, graue Beinkleider und dazu einen auffallend kleinen, fast kinderartigen Degen, dessen Scheide nur wenige Zoll unter seinem Waffenrock hervorsah und den er später überall, selbst auf Recognoscirungen und im Gefecht, trug. Von seinen Orden hatte er nur

das preußische, eiserne Kreuz auf der linken Brust befestigt. Später trug er bei ähnlichen Gelegenheiten, sowie die sämmtlichen höheren Officiere des Generalstabs, einen kleinen, niedrigen Dreimaster, dessen Kanten mit weißer Plumage verziert waren.

Nachdem ihn die Auskunft unseres Hauptmanns zufriedengestellt hatte, wandte er sich an die Officiere, die er nach ihrem Namen, ihrem Dienstalter und früheren Lebensverhältnissen fragte. Längere Zeit hielt er sich bei dem Feldwebel und den Unterofficieren auf. An jeden that er einige kurze, aber bestimmte Fragen, die sich namentlich auf Dienstzeit, persönliche Lebensverhältnisse und auch auf Dienstkenntnisse erstreckten, sowie namentlich darauf, ob der Gefragte früher einer anderen deutschen Armee und welcher angehört hatte. Scherzhaft war es bei dieser Gelegenheit, als Willisen sich an einen der Unterofficiere, zufällig einen Studenten der Jurisprudenz, mit der Frage wandte: ‚Sie haben wohl keine höhere wissenschaftliche Bildung genossen?‘ Jedenfalls war dies kein Compliment für Willisen's Scharfblick und Menschenkenntniß oder aber für die Intelligenz der Physiognomie des angeredeten Unterofficiers. Noch oft wurde dieser, sowie ein anderer junger Mann, der auf Avancement bei unserem Bataillon diente, und an den Willisen die Frage gerichtet hatte, ob er verheirathet sei, mit diesen Fragen aufgezogen und geneckt.

Von den Chargirten wandte sich Willisen zu den Leuten. Auch hier that er verschiedene Fragen, die sich

jedoch meistens auf dienstliche Gegenstände bezogen und einem kleinen, theoretischen Examen glichen. Bei dieser Gelegenheit traf es sich auch, daß er zu einem unserer einjährigen Freiwilligen kam, deren Verhältniß dem preußischen nachgebildet war und die sich deshalb während ihrer Dienstzeit aus eigenen Mitteln equipiren und verpflegen mußten. An einen solchen Freiwilligen also wandte sich Willisen gerade mit der Frage:

,Sagen Sie mir einmal, wie viel Löhnung beziehen Sie täglich?'

Ohne sich viel zu besinnen, antwortete der Freiwillige, der voraussetzte, der General richte diese Frage an ihn persönlich, ohne daß er überhaupt etwa die Höhe der Löhnung im Allgemeinen zu wissen verlange:

,Excellenz, ich beziehe gar keine Löhnung!' Als ihn der General darob verwundert um nähere Auskunft fragte und der Freiwillige ganz treuherzig darauf entgegnete:

,Excellenz, ich bin einjähriger Freiwilliger!' verzog sich das Gesicht des Generals zu einem leichten Lächeln, während er einen Blick auf seine, natürlich ebenfalls lachende Umgebung warf.

Unter Anderem kam es auch vor, daß er von vielen der eben erst zum Dienst wieder einberufenen, älteren Mannschaften die Antwort in plattdeutscher Mundart erhielt. So bekam er auf die Frage, wodurch man in der Ferne Cavallerie von Infanterie unterscheiden könne, die Antwort:

„Dat deit de Stoff!“ *)
die ihm natürlich unser Major, ein Schleswig-Holsteiner, erst übersetzen mußte.

Als sich der General nun wieder an den Angeredeten, einen derben, 30 Jahr alten, verheiratheten Holsteiner wandte und ihn fragte, ob er ihm die Antwort nicht hochdeutsch geben könne, entgegnete der alte Musketier:

„Nee, Herr General, dat Hochdütsch hew ick mien Lebdag nich wegkreegen, nu schall'n Se mie man mien ool Plattdütsch fortschnacken laaten!“

Der General klopfte ihn freundlich auf die Schulter und sagte ihm, daß, wenn er sonst nur seine Schuldigkeit thun werde, so wolle er ihm das Hochdeutschsprechen gern erlassen.

So ging der General, hier und da Fragen hinrichtend, hier und da ein Gewehr untersuchend, durch alle drei Glieder der Compagnie. Fast eine Stunde hatte die Revision der ersten gedauert, und wenn er auch sich mit den übrigen Compagnien etwas mehr beeilte, so waren doch beinahe drei Stunden vergangen, ehe die Inspection beendigt war.

Der General stieg jetzt wieder zu Pferde und wir Alle glaubten, daß nun das Exerciren und Manoeuveriren vor sich gehen werde, allein wir hatten uns in dieser unserer Erwartung für heute leider getäuscht. Dem Major einen kurzen Gruß zuwerfend, sprengte der

*) Plattdeutsche Bezeichnung für Staub.

General, ohne auch nur dem Officier-Corps sein Urtheil über das Bataillon auszusprechen, geschweige denn den Leuten seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mitzutheilen, oder ihnen auch nur ein Lebewohl zu sagen, dem Eisenbahnhof zu.

Uns alle überraschte diese Art und Weise um so mehr, als wir von Bonin gewohnt waren, bei ähnlichen Gelegenheiten ein, dem Soldaten so wohlthuendes und ihn mehr als alles Andere ansprechende Lob, wenn auch zuweilen in etwas überreichlichem Maaße gespendet, zu erhalten.

Mit einem fröhlichen Marsch, den Trommler und Hornisten gemeinschaftlich executirten, traten wir den Heimweg an. Ich hatte dabei Gelegenheit, die Meinung kennen zu lernen, die Willisen's Erscheinung bei den Leuten hervorgebracht hatte.

Entschiedene Verstimmung hatte, wie ich richtig voraussetzte, Willisen's soldatisch strenges, kurzes Wesen bei den Leuten hervorgerufen, die noch zu sehr durch Bonin's oft allerdings allzugroße und unmilitairische Freundlichkeit verwöhnt waren. Die Hauptfrage, die von den Musketieren abgehandelt wurde, war indessen die, daß der General bei seiner ersten Inspection dem Bataillon nicht einmal einen guten Morgen gewünscht hatte. Alle waren der Meinung, daß dies eine große Unterlassungssünde des Generals gewesen sei, nur Einer wagte es, gegen die allgemeine Meinung aufzutreten, indem er in seiner Mundart sagte:

‚wat helpt mie all' de schöne Klönerie *), wenn he man sien Kram **) versteiht, dat ist dat best.'

Was mir am meisten aufgefallen, war indessen der Umstand, daß Willisen, der heute zum ersten Male unser Bataillon, und in ihm einen der ersten Truppenkörper unserer Armee überhaupt sah (er hatte bis jetzt nur in Kiel das 2. Jäger-Corps, also noch dazu eine ganz andere Waffe, inspicirt) sich damit begnügte, den Leuten einige theoretische Fragen vorzulegen, aus deren Beantwortung der General doch wahrlich nicht im Stande war, die Leistungen einer Truppe, sowohl in Bezug auf ihre Manoeuvrir- als Kampffähigkeit zu beurtheilen. Wir hatten vorausgesetzt, der General werde wenigstens einige Evolutionen ausführen lassen und namentlich sich von der Ausu,bildng unserer Mannschaften im Tiraillieur-Gefecht, diesem Hauptzweig der Kriegsführung in unserem Terrain, überzeugen.

Aber nichts von Alledem. Willisen's Unglücksstern, der ihm bei seinem Eintritt in die Armee voranleuchtete, und dessen Glanz er auch bei seinem Scheiden noch ungetrübt mit sich nahm, seine unglückliche ‚Theorie' war es, deren Verehrung wir heute von ihm zum ersten Male gesehen hatten und deren Cultus uns so theuer, so unendlich theuer zu stehen kommen sollte.

*) Von dem plattdeutschen ‚Klönen', soviel als sprechen, erzählen.

**) ‚Kram', so viel als Sache.

VII.

Das Zeltlager bei Rendsburg.

Juni 1850.

Wem es darum zu thun ist, das Soldatenleben mit seinem Wechsel zwischen Entbehrung und Genuß, zwischen anstrengender Arbeit und müßigem Umherliegen, zwischen neckischem Uebermuth und ernster Uebung in den Waffen, zwischen Sorglosigkeit und Vorsicht, mit einem Wort, wem es darum zu thun ist, das Soldatenleben mit allen seinen Contrasten und Widersprüchen kennen zu lernen, der muß hinausgehen, wenn das Völkchen seinen Wohnsitz wie die alttestamentlichen Nomaden in den leichten Leinwandhäusern auf grüner Wiese und unter blauem Himmel aufgeschlagen hat.

Nichts entzieht ihm dann den Blick in die kleine Haushaltung des Soldaten, er kann ihn von einer zur anderen Beschäftigung, von einer zur anderen Unterhaltung und Belustigung, von einem ausgelassenen Streich zum anderen begleiten. Das ganze Leben des Soldaten ist hier durchsichtig wie die leichte Wohnung, die ihm nur nothdürftigen Schutz gegen Wind und Wetter gewährt, und dennoch wird er ihn stets heiter und vergnügt,

stets aufgelegt finden, auf jeden nur irgend annehmbaren Vorschlag einzugehen.

Dies Alles wird der geehrte Leser, der nie Gelegenheit hatte, ein solches Leben zu beobachten, kennen lernen, wenn er sich die Mühe giebt, mich auf einer Wanderung durch das Zeltlager zu begleiten, welches wir im Monat Juni, noch vor Ausbruch des Feldzuges vom Jahre 1850, auf dem südöstlichen Stadtfelde von Rendsburg bezogen hatten.

Um von Rendsburg dorthin zu gelangen, mußte man das südliche Ausfallsthor passiren, und kaum hatte man die äußeren Wälle hinter sich und war auf dem Glacis der Festung angelangt, so lagen auf einer frischen grünen Wiese, kaum einige hundert Schritt entfernt, die langen, schnurgraden, weißen Zeltgassen vor den Augen des Beschauers.

Die Wiese, auf der das Lager aufgeschlagen war, wurde im Norden und Westen von der Eider, im Süden von einem Nebenweg der Kiel-Rendsburger Landstraße und im Osten von dem nobiskrüger Gehölz begrenzt.

Die Zelte lagen in zwei größeren Gruppen bei einander. Die der Stadt zunächst gelegene, die größere, war für zwei Bataillone bestimmt. Darauf folgte ein freier, ebener Zwischenraum, der als Exercirplatz zu militairischen Uebungen benutzt wurde und dessen nördliches Eiderufer mit zahllosen Marketenderzelten und fliegenden Gastwirthschaften eingefaßt war.

Hieran schloß sich, auf einer Anhöhe gelegen, eine zweite Gruppe von Zelten, die einem Bataillon Unter-

kommen gewährte und die dem unsrigen zum Wohnort angewiesen worden war.

Von hieraus genoß man eine reizende Aussicht auf das Geschäftstreiben der verschiedenen Boutiken, auf den anderen Theil des Lagers und im Hintergrunde auf den ebenen Spiegel der Eider, auf die Carlshütte, ein auf dem jenseitigen Eiderufer gelegenes Eisenwerk mit rauchenden Schornsteinen, und auf die Wälle und Kirchthürme der Festung.

Wenn der Leser mir jetzt in mein Zelt folgen will, so werde ich ihm die Einrichtung dieser kleinen, transportablen Welt erklären.

Es hat die Form einer vierseitigen Pyramide, deren Spitze und mit ihr ihre ganze Last auf einer starken, einige Fuß in die Erde gegrabenen Stange ruht. Nach den Seiten hin hält sich das Zelt durch sich selbst, indem in bestimmter Entfernung Stricke in die Leinewand eingenäht sind, welche mit hölzernen Pflöcken, sog. ‚Häringen‘, nach allen Seiten gleich stramm angezogen, in den Erdboden befestigt werden.

Diese Pflöcke und Stricke erfordern die größte Aufmerksamkeit des Zeltbewohners, da von ihrer rechtzeitigen Handhabung das Wohl und Wehe des kleinen Gebäudes abhängig ist. Sobald nämlich Regenwetter eintritt, zieht die Feuchtigkeit die Leinewand zusammen und man muß rechtzeitig bei der Hand sein, die Pflöcke und Stricke nachzulassen, wenn man nicht riskiren will, daß das Zelt einen unheilbaren Riß bekomme.

Sobald wieder trockene Witterung eintritt, muß man dagegen die schlaff gewordene Leinwand wieder anspannen, weil man sonst befürchten muß, daß der nächste Windstoß das ganze Zelt seinem Bewohner über den Kopf zusammen wirft.

Diese Einrichtung, wozu ein Graben kommt, welcher rings um das Zelt läuft und das Regenwasser abführt, vollenden die ganze, höchst einfache Construction desselben.

Was das Meublement anbetrifft, so sieht es damit leider traurig aus.

Einige Bund Stroh mit wollenen Decken belegt, dienen am Tage als schwellender Divan, während der Nacht als Bett. Ein wackliger Feldtisch, zwei 3beinige, mit Leder überzogene Feldstühle und eine selbst verfertigte Bank aus Brettern oder Rasen vollenden die innere Einrichtung eines Zeltes, während einige Querhölzer der Zeltstange als Kleiderspind Dienste leisten.

Noch darf ich eine Einrichtung nicht unerwähnt lassen, die in einem comfortablen Zelt nicht fehlen darf. Dies ist ein Keller. Die Hitze ist nämlich in den Zelten oft unerträglich und man gräbt dann, um Lebensmittel und Getränke zu conserviren in der einen Ecke eine Vertiefung, die nachher wieder mit Rasen zugedeckt wird, so daß nur eine kleine Oeffnung übrig bleibt, um die aufzubewahrenden Gegenstände hinein zu stecken, die sich hier sehr lange frisch und gut erhalten.

Nur muß man mit Anlegung dieses Souterrains sehr vorsichtig umgehen und den Platz nachher möglichst

schützen, damit es nicht öfter geht, wie es sich einst in meinem Zelt ereignete.

Ich bekam nämlich Besuch von einem Freunde, der mit meinen Localitäten nicht vertraut war, und als er mich begrüßt hatte und einen Stuhl sich herbeiholen wollte, versank er, zwar nicht wie Daniel in die Löwengrube, aber zu meinem und meiner Mitbewohner großen Schmerz in unsere Butter= und Käsegrube, die er natürlich mit ihrem Inhalt unerbittlich dem Untergange weihte.

Bei weitem einfacher war die Einrichtung in den Zelten der Leute. Sie hatten weder Tische noch Stühle, und ihr Tornister mußte die Stelle derselben vertreten.

Der Laie hat überhaupt keine Vorstellung, welche lobenswerthen Eigenschaften so ein Tornister in sich vereinigt. Er ist Kleider= und Küchenspinde, Vorrathskammer und Schreibsecretair, Kopfkissen und Stuhl, Spieltisch und Regenschirm und noch manche andere Bestimmung wird ihm oft von einem erfindungsreichen Kopf zugetheilt.

Mit diesen guten Universal=Eigenschaften vereinigt er aber auch manche üble. Er ist das hemmende Princip des Soldaten, das Locum tenens, und wie gern er sich desselben bei gewissen Gelegenheiten entledigte, lehrten uns die Dänen auf den Schlachtfeldern von Kolding und Gudsoe kennen.

Wurde eine Einrichtung, die Willisen in der Armee machte, mit allgemeiner Freude begrüßt, so war es das

Fahren des Gepäckes, was er bei jedem größeren Marsch und namentlich an den Gefechtstagen, anordnete.

Kehren wir von dieser tornisterlichen Abschweifung wieder zu unserem Zeltlager zurück.

Jedes Zelt wurde gewöhnlich von einem Unterofficier mit seiner Corporalschaft, je nach den Umständen etwa 16—20 Mann bewohnt.

Da sich nun nach einem Grundgesetz der Physik da kein zweiter Körper befinden kann, wo sich bereits ein erster befindet, so kann der geehrte Leser leicht ermessen, in wie nahe Berührung da 20 Bewohner eines Raumes von 12 Fuß Länge und eben so viel in der Breite mit einander kommen mußten.

Das Lager besteht aus vier Gassen, von je zwei Reihen Zelten, deren jede von einer Compagnie bewohnt wird.

Jede dieser Gassen heißt deshalb auch eine ‚Compagnie-Gasse,‘ während die engere, die zwischen der Rückseite der Zelte läuft, den Namen ‚Brand-Gasse‘ führt.

An den äußeren Enden jeder Compagnie-Gasse befinden sich vier kleinere Zelte für die Gewehre, die sogenannten ‚Gewehrmäntel.‘

Am Eingang der Compagnie-Gasse befindet sich das Zelt des Hauptmanns, der ein eigenes für seinen Gebrauch hat, das gewöhnlich durch eine Fahne oder Flagge markirt ist.

Hieran schließen sich die Zelte der Compagnie-Officiere, deren je zwei oder drei eins bewohnen. Dann folgt das

Zelt des Feldwebels, der das seinige gewöhnlich mit dem Fähnrich, dem Fourier und dem Waffenmeister theilt.

Vor den Compagnie-Gassen befinden sich die Zelte des Stabes, d. h. des Majors, des Adjutanten, des Rechnungsführers und des Oberarztes.

Am äußersten Eingang des Lagers steht ein Zelt für die Lagerwache, am entgegengesetzten das der sogenannten „Brandwache," welche die militair-polizeiliche Aufsicht im Lager zu führen hat.

In der Nähe dieser Brandwache befindet sich gewöhnlich auch die Lagerküche oder die Kochstellen, und wenn es an Wasser mangelt, auch ein ausgegrabener Brunnen.

Dies ist die vorschriftsmäßige Einrichtung eines jeden Lagers und war daher auch bei dem unsrigen beobachtet.

Da ein Tag im Lagerleben dem anderen just so ähnlich sieht, wie ein Ei dem anderen, so kann ich dasselbe nicht besser schildern, als wenn ich an dem Leser einen solchen Tag mit seinen Ereignissen und Beschäftigungen vorüber ziehen lasse.

Das geschäftige Treiben des Lagers begann schon in den frühesten Morgenstunden.

Die ersten, die sich regten, waren die Marketender, um für diejenigen unserer Schleswig-Holsteiner, denen die ferne Mutter gewöhnlich einen nicht unbedeutenden Zuschuß zu ihrem Solde schickte, eine Schaale oder Kumme voll gutem Kaffee bereit zu halten.

Mit dem Marketender fast gleichzeitig tauchte aus jedem Zelt die verschlafene Gestalt des Corporalschafts-

Koches, in fettiger, grauer Drilljacke, die an allen Ecken die Spuren seiner Beschäftigung trug, hervor.

Es war nämlich in der Armee die Einrichtung getroffen, daß in jeder Corporalschaft ein Mann vom Dienst dispensirt wurde, der dadurch die Verpflichtung übernahm, für die Zubereitung der verschiedenen Mahlzeiten für seine Corporalschaft zu sorgen, und zu keinem Dienst fand sich eher ein Freiwilliger und keiner wurde mit größerer Gewissenhaftigkeit abgethan, als der eines Corporalschafts-Koches.

Sie waren also die Ersten, die mit Kochkessel unter dem einen, und Kaffeebeutel und Kochholz unter dem anderen Arm, die Strohhalme des nächtlichen Lagers noch in den Haaren, ihren Weg nach der nahe gelegenen Eider einschlugen, ihren Kessel mit der flüchtigen Welle des Grenzflusses des ehemaligen deutschen Reiches füllten und von dort nach den Kochlöchern ihrer Compagnie sich begaben, wo bald, von kräftigen Lungen angeblasen, ein lustiges Feuer unter ihrem Kochkessel flackerte.

Daneben saßen sie, um entweder die gelieferten Kaffeebohnen auf der Corporalschafts-Kaffeemühle zu mahlen, oder, in Ermangelung eines solchen Instruments, dieselben auf dem einfacheren Wege vermittelst eines Feldsteines auf einem Brett zu zermalmen.

Unterdessen fing es an im Lager lebendig zu werden.

Die Zeltthüren wurden aufgeschlagen und langsam entwand sich Einer nach dem Anderen den Armen des

süßen Schlafes, der Alle so innig umfangen gehalten hatte, als wenn sie in den schwellendsten Federbetten geruht hätten.

Der erste Gang vom Zelte war nach der Eider. Mit Handtuch, Kamm, Seife und sonstigen Toilette-Requisiten versehen, wanderten unsere Schleswig-Holsteiner im Morgen-Negligée, d. h. in weißen Hosen und grauer Jacke, nach dem Ufer des Flusses, um hier im frischen Morgenwinde die kurze, soldatische Toilette zu machen.

Bei der Rückkehr von dort nahm wohl mancher seinen Weg bei den Kochstellen vorbei und richtete an den betreffenden Koch, statt eines Morgengrußes, die sehnsüchtige aber lakonische Anfrage:

‚Du, is de Koffee all kloor?‘ *)

Nach der Toilette ging es an das Reinigen der Kleidungs- und Waffenstücke. Allein nirgends wollte die Arbeit recht von statten gehen, denn von einem Schleswig-Holsteiner verlangen, daß er, ohne Frühstück eingenommen zu haben, zu irgend einer Beschäftigung fähig sei, hieß eine Unmöglichkeit verlangen.

Endlich ertönte durch die Zeltgassen der langersehnte Ruf des Koches, der den fertigen Kaffee herbeischleppte:

‚Söste **) Capralschaft Koffee drinken!‘

erscholl sein Ruf, und wie auf ein militairisches Commando flogen Bürsten und Putzlappen bei Seite. Jeder griff nach dem heißgeliebten Brodbeutel, holte Butterdose und Brod aus demselben hervor, auch ein Stück Zucker oder

*) ‚kloor‘ heißt so viel als fertig oder gar.

**) Sechste.

Candis enthielt er gewöhnlich, und mit diesen Gegenständen versehen war die „Söste Capralschaft" in wenigen Augenblicken um den dampfenden Kaffeekessel vor der Zeltthür gelagert.

Jeder füllte seinen kleinen Kochkessel mit dem braunen Mocca, strich fingerdicke Butter auf ein handhohes Stück Schwarzbrodt und begann mit der größten Seelenruhe von der Welt sein Frühstück zu verzehren.

Diese Beschäftigung nahm gewöhnlich eine ziemliche Zeit in Anspruch, und es saß oft noch eine große Zahl dabei, wenn der Feldwebel, der inzwischen aus seinem Zelt getreten war, mit Stentorstimme durch die Compagniegasse rief:

„Das Commando zur Schanzarbeit antreten!"

O weh! das war ein schlimmer Ruf. Nur zögernd trennte man sich von dem noch halbvollen Kessel. Ein bedeutungsvoller Blick vom Feldwebel genügte oft kaum die Säumigen anzutreiben.

Endlich war das Schanzcommando, welches gewöhnlich die ganze Compagnie in Anspruch nahm, zur Stelle. Das Schanzzeug wurde vertheilt, der Feldwebel rapportirte dem commandirten Officier, dieser trat nach einigen Augenblicken aus seinem Zelt, commandirte:

„Zum Abmarsch formirt! Eindoublirt! Rechts um! Marsch!" und unter Absingung irgend eines Soldatenliedes trat die Compagnie ihren Marsch nach „Fort Büdelsdorf" oder „Schützenhof-Flesche" zur Schanzarbeit an.

Eine andere Compagnie rückte zum Exerciren aus, eine dritte ging zum Scheibenschießen und nach Verlauf einer Stunde war das eben noch so lebendige Lager still und verödet.

Nun begannen abermals die Functionen der Köche. Sie mußten die Lagergassen und Zelte reinigen und kaum war dies geschehen, als sie von dem Fourier zur Empfangnahme der Lebensmittel zusammengerufen wurden.

Der letztere saß mit seinem Famulus, gewöhnlich einem gelernten Schlachter, auf seinem Thron, d. h. dem Lebensmittelwagen, examinirte die Köche über die Stärke ihrer Corporalschaften und vertheilte dann Fleisch, Reis, Salz, Kaffeebohnen und Kochholz.

Hiermit wanderten die Köche abermals nach den Kochstellen und die rauchenden Kochfeuer und brodelnden Fleischkessel zeigten bald, wie angelegentlich ihnen das Wohl ihrer Corporalschaften am Herzen lag.

Bis Mittag blieb das Lager nun ziemlich still und ruhig. —

Die Officiere, die nicht im Dienst waren, schlenderten durch die Zeltgassen, ihre Herren Bedienten machten sich hier und da etwas zu schaffen, der Feldwebel arbeitete mit seinem Schreiber in seinem Zelte, und erst nach einigen Stunden fing die Scene im Lager wieder etwas lebendiger zu werden an.

Die Leute kehrten mit hungrigen Magen vom Schanzen oder Exerciren zurück; die neue Lager- und Brandwache begaben sich mit dem Musikcorps zum Parade-

platz, die Officiere eilten mit Helm und Schärpe zur Parole-Ausgabe.

Die Wache zog mit klingendem Spiele auf; der Bataillons-Befehl wurde ausgegeben, der Dienst für den Nachmittag oder den nächsten Tag commandirt; die Musik kehrte nach dem Paradeplatz zurück, spielte einige Tänze oder Märsche, und — — die Parade war vorbei, die Officiere gingen auseinander und wieder ein gewichtiger Zeitabschnitt für das Leben eines schleswig-holsteinischen Soldaten war gekommen: die Zeit des Mittagsessens.

Die Scene vom Morgen wiederholte sich mit einigen Variationen. Die Stimme der Köche tönte wieder durch das Lager, aber jetzt hieß es:

„Veerte Capralschaft wat eeten!"

und Jeder griff zum hölzernen oder blechernen Löffel und zum Kochkessel-Deckel, der heute Morgen als Tasse, jetzt als Teller dienen mußte.

Die Fleischportion wurde unter den beaufsichtigenden Augen des Corporalschaftsführers in eben so viele möglichst gleiche Theile, als seine Corporalschaft Mitglieder zählte, von dem Koch zerlegt.

Die Unpartheilichkeit, ein hervorstechender Charakerzug der Schleswig-Holsteiner, wurde auch hier mit seltener Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit gehandhabt. Man hatte ein eigenes Auskunftsmittel erfunden, um ganz unpartheiisch bei der Vertheilung zu Werke zu gehen.

Einer der Leute drehte sich nämlich mit dem Rücken gegen die zerschnittenen Fleischportionen und nun begann die

originelle Ceremonie. Der Koch berührte mit seinem Messer eine der Fleischportionen und rief dem Abgewendeten zu:

„Wer schall (soll) dat hebben?“

„Dat schall Hinrich hebben!“ lautete die Antwort.

„Wer schall dat hebben?“ ging es weiter.

„Dat schall de Unneroffeceer hebben!“ war die Entgegnung.

„Wer schall dat hebben?“

„Dat will ick hebben!“ antwortete der Abgewendete, ohne auch nur einen Seitenblick auf die Portion zu werfen, die er für sich bestimmte.

So wurde fortgefahren, bis jedem Mitgliede der Corporalschaft sein Stück zugefallen war.

Ich habe dies Verfahren hundert Mal mit angesehen, aber die ganze Situation, die hunrigen und verlangenden Blicke und doch dabei die Ruhe und Geduld, bis das letzte Stück vertheilt war, entlockten mir jedes Mal wieder ein herzliches Lachen.

In den verschiedensten Stellungen konnte man jetzt die Soldaten, corporalschaftsweise um die Kochkessel gelagert, ihre Reissuppe verzehren sehen. An ein Tischgespräch war natürlich nicht zu denken. Jeder hatte vollauf zu thun, seinen hungrigen Magen zu befriedigen und ihm möglichst große Portionen der kräftigen Suppe und des stets guten Fleisches zuzuführen.

Die Officiere aßen gewöhnlich in einem der großen Zelte, welche rendsburger und kieler Restaurateurs auf

einer Anhöhe an der Eider aufgeschlagen hatten. Man lebte dort mit allem Comfort, den nur eine Mittagstafel in der Garnison gewähren konnte.

Einmal ereignete es sich indessen, daß, als wir gerade bei Tisch saßen, ein Gewitter aufstieg. Ein Windstoß, der ihm voranging, entführte die Zeltleinwand, das Gerüst, über welches sie ausgebreitet war, brach zusammen und die Tischgäste hatten eben noch Zeit sich, Jeder mit seinem Teller in der Hand, unter den Tisch zu flüchten, während ein fürchterlicher Gewitterregen sich ergoß.

In meinem ganzen Leben werde ich diese komische Situation nicht vergessen. Eng an einander gedrängt, den Teller als heiliges Palladium in der Hand, kauerten wir Alle einträchtig unter dem niedrigen Tisch neben einander, die eine Seite nothdürftig gegen das Unwetter schützend, während auf der anderen der Wind den Regen uns in Strömen auf den Rücken peitschte.

Naß und voll Erde und Staub kamen wir Einer nach dem Andern, nachdem der Regen vorüber war, wieder unter dem Tisch hervorgeklettert. Das Lachen wollte kein Ende nehmen und, da das vollständig demolirte Zelt an keine Fortsetzung des Essens denken ließ, so mußten wir für diesmal mit einem Kaffee in unserem eigenen Zelt vorlieb nehmen.

Die ersten Stunden des Nachmittags waren, namentlich während der großen Hitze, die wir eine Zeitlang hatten, der Ruhe gewidmet.

Wer keinen Dienst hatte, lag behaglich auf seinem Strohlager und verdaute.

Hier und da wurde auch wohl eine Partie Solo oder Dreikart gespielt, oder man saß auf einem, vor dem Zelt aus Rasen aufgeführten Sopha und rauchte oder — that nichts.

Etwas später begann wieder der Dienst. Es ging entweder wieder ein Schanzcommando ab, es wurde exercirt, oder der Unterofficier hielt in seinem Zelt ‚Instructionsstunde' für seine Leute ab.

Im ferneren Verlauf des Nachmittags belebte sich das Lager dann gewöhnlich mit Besuchern und Neugierigen, die nicht nur aus Rendsburg selbst, sondern von nah und fern herbeikamen, um das Soldatenleben, welches ihre Söhne und Brüder führten, sich einmal in der Nähe zu betrachten.

Auch an Damengesellschaft fehlte es nicht. Namentlich lieferte das nicht allzuferne Kiel uns oft reichliche Besucherinnen, die die Anhänglichkeit an das 6te Bataillon, das fast immer in Kiel garnisonirt hatte, nach dem Lager hinaustrieb.

Sie waren immer gern gesehene Gäste, namentlich wenn sie als ‚dona ferentes' kamen.

Chocolade, Thee und Kuchen waren dann nicht seltene Gerichte in unseren Zelten.

Ein Verwandter aus Berlin, der mich grade besuchte, als ich mit meinen Zeltgenossen beschäftigt war, die süßen Spenden einer solchen Besucherin zu verzehren, meinte,

daß wenn es alle Tage bei uns so herginge, er gar nicht abgeneigt wäre, dies Leben mit uns zu theilen, und da er selbst mit einer nicht unbeträchtlichen Ladung von Rheinwein und anderen edlen Flüssigkeiten eingetroffen war, so forderte ich ihn auf, wenn auch nicht bei uns zu bleiben, so doch seinen Besuch, das heißt unter denselben Umständen, wöchentlich einmal zu wiederholen.

Den interessantesten und abwechselndsten Anblick bot indessen das Lager des Abends dar. Der Dienst war dann abgethan und Alles suchte in den verschiedensten Unterhaltungen und Zerstreuungen die Mühen des Tages zu vergessen.

An den Marketender-Buden wurde es belebter von zahlreichen Gästen, denen ein gut Glas Bier besser mundete, als daheim im Zelte eine trübe Welle der Eider.

Auf einem freien Platze vor den Zelten wurde ein Ball improvisirt. Ein Hornist blies die Pfeife, ein Anderer schlug mit Bajonnet und Ladestock den Triangel dazu, und nach dieser einfachen Musik dreheten sich verschiedene Paare in eben nicht allzu graciösen Wendungen.

Hier und da bei den Kochfeuern sah man Einen oder den Andern, dem die Corporalschafts-Suppe heute Mittag nicht geschmeckt hatte, sich selbst ein Abendbrod nach seinem Geschmack zubereiten.

Auf dem Exercirplatz zwischen den beiden Bataillonslagern wird jetzt ein Kriegsspiel aufgeführt.

Die Leute des einen Bataillons sind die Dänen, die des anderen die Schleswig-Holsteiner.

Ein Musketier, in einer, irgendwo in Rendsburg aufgetriebenen, alten, rothen dänischen Uniform mit Generals-Epauletten und Schärpe von Stroh geflochten, auf einem, von einem Marketender geborgten Gaul reitend, stellt den General Rye vor. Er hält eine beredte Ansprache an seine Dänen, und ein lautes „Hurräh“ zeigt an, daß der Kampf beginnt. Die Schleswig-Holsteiner haben eine Anhöhe besetzt, von der sie die anstürmenden Dänen mit einem Regen von Grasstücken und Erde empfangen. Die Dänen lassen sich dadurch nicht abweisen. Sie stürmen immer dichter an und es kommt jetzt zu einem Handgemenge, bei dem natürlich die Schleswig-Holsteiner Sieger bleiben.

Das Bataillon, welches heute den Rückzug antreten muß, entschädigt sich dadurch für seine Niederlage, daß es morgen die Rolle der Schleswig-Holsteiner übernimmt und heute nur versucht, den übermüthigen Siegern möglichst viele und tüchtige Püffe und Stöße zu appliciren.

Während wir noch dieses kriegerische Spiel betrachten, zieht jetzt ein dichter Knäuel von Musketieren, welcher aus einer Zeltgasse hervordringt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir drängen uns durch die Reihe der Zuschauer hindurch und gewahren hier eine nicht weniger komische Scene.

Ein Musketier, der Gesicht, Füße, Arme und den ganzen Körper dicht mit Stroh umwickelt hat, stellt einen Bären vor. Er hat in der Hand einen tüchtigen Knüppel und um den Hals eine Wagenkette, an welcher er von einem ebenfalls komisch ausstaffirten Musketier geführt wird. Der Letztere hat einen alten Civilrock an, einen verbrauchten

Filzhut auf, und auf sein Commando macht der Bär nach dem Tact einer Trommel, die ein Dritter schlägt, gar komische Capriolen und Sprünge. Hüte sich ein Jeder aber, dem Bären zu nahe zu kommen. Wen er erfaßt, den liebkos't er mit seinen strohumwickelten Armen und zerkratzt ihm mit seiner Strohmaske derartig das Gesicht, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

Von diesem Schauspiel ziehen uns jetzt wieder die Töne eines vollstimmigen Männerquartetts ab, die aus einer Zeltreihe hervorklingen. Unsere Liedertafel, ein Verein von dem gebildeteren und intelligenteren Theil unserer Leute hat hier ihren Sitz aufgeschlagen und manches heitere und ernste Soldatenlied erklingt durch die schöne Abendluft.

Da tönt plötzlich von der Lagerwache her das dumpfe Rasseln des Zapfenstreiches durch das Lager. Wie durch einen Zauberschlag verschwinden die Gäste von den Marketendereien, verstummt Spiel, Fröhlichkeit und Musik.

Die Leute eilen nach ihren Compagnie=Gassen, um beim Abend=Appell nicht zu fehlen. Die Namen werden verlesen; Einer oder der Andere, der sich verspätet, wird zu einer Strafwache oder sonstigen Strafe notirt, der Dienst für den morgenden Tag wird commandirt, und nur leise mit einander plaudernd begiebt sich Alles in die Zelte.

Eine tiefe Ruhe, die bald im Lager herrscht, zeigt an, wie leicht der Schlaf sich auf die sorglosen Häupter unter der leichten Leinwandhülle niedersenkt.

Nur der Schall von den Schritten der Lagerposten tönt einförmig durch die Nacht, die Kochfeuer sind vorsichtig ausgelöscht und von dem großen Officierzelt dringt noch der Schall von fröhlichen Stimmen herüber. Bald verstummen indessen auch diese, die Marketender schließen ihre Buden und erst der dämmernde Morgen beginnt wieder das Bild, das so eben vor den Augen des Lesers vorübergezogen, mit einigen Abwechselungen von Neuem zu entfalten.

[illegible]

Töne eines vollstimmigen Männerquartetts [illegible] einer Zeltreihe hervorklingen. Unsere Liedertafel, ein Verein von dem gebildeteren und intelligenteren Theil unserer Leute hat hier ihren Sitz aufgeschlagen und manches heitere und ernste Soldatenlied erklingt durch die schöne Abendluft.

Da tönt plötzlich von der Lagerwache her das dumpfe Rasseln des Zapfenstreiches durch das Lager. Wie durch einen Zauberschlag verschwinden die Gäste von den Marketendereien, verstummt Spiel, Fröhlichkeit und Musik.

Die Leute eilen nach ihren Compagnie-Gassen, um beim Abend-Appell nicht zu fehlen. Die Namen werden verlesen, Einer oder der Andere, der sich verspätet, wird zu einer Strafwache oder sonstigen Strafe notirt, der Dienst für den morgenden Tag wird commandirt, und nur leise mit einander plaudernd begiebt sich Alles in die Zelte.

Eine tiefe Ruhe, die bald im Lager herrscht, zeigt an, wie leicht der Schlaf sich auf die sorglosen Häupter unter der leichten [illegible] niedersenkt.

VIII.

Der Sturm auf Friedrichstadt.

October 1850.

Der Morgen des 4. October 1850 war ein rauher, nebliger Herbstmorgen. Lange bevor die Sonne mit ihren dunkelrothen Strahlen den dichten Nebel zu zerstreuen begann, hatte uns die Kälte aus unserem Strohlager getrieben, in welchem wir, auf dem südlichen Abhange des Eiderdeiches, unter freiem Himmel die vergangene Nacht verbracht hatten.

Alles lief, eng in seinem Mantel gehüllt, in dem sumpfigen Vorlande an der Eider auf und nieder, um durch Bewegung die erstarrten Glieder wieder zu erwärmen.

Eine unheimliche Stille herrschte unter den Leuten, und nur hier und da führten die, mit raschen Schritten auf und nieder Laufenden eine oftmals stockende Unterhaltung mit gedämpfter Stimme.

Auch in der Stadt, deren Anblick uns augenblicklich noch der dichte Nebel entzog, obgleich sie nur achthundert Schritt von unserem Lagerplatz entfernt lag, so wie in unseren Schanzen auf dem südlichen Ufer der Eider war es noch ruhig und still. Man wartete den Aufgang der

Sonne und mit ihm das Verschwinden des Nebels ab, um sich dann durch die langen, eisernen Sprachröhre die ersten, donnernden Morgengrüße zuzurufen.

Ich war schon eine ziemlich lange Zeit mit rastlosen Schritten auf und nieder geeilt, allein es war mir immer noch nicht gelungen, meine vor Frost und Nässe zitternden Glieder zu erwärmen.

Da nahete sich mein Bedienter mit einem Kessel dampfenden Kaffee. Nie in meinem Leben, glaube ich, hat der Anblick des edlen Bohnensaftes mich mehr erfreut, als in diesem Augenblick. Ich lagerte mich wieder auf das Stroh, mein Bedienter reichte mir ein Stück Marschkuchen, den die freundlichen Dithmarscher am Tage vorher uns zu unserer Stärkung vom südlichen Ufer der Eider herüber geschickt hatten, und mit einem wahren Heißhunger fiel ich über die Kaffeeschaale in meiner zitternden Hand her. Aber, o Jammer! Ich zog ein Gesicht, als ob ich Assa foetida getrunken hätte. Der Kaffee war nämlich aus Wasser von einem der nächsten Gräben gekocht worden, und in diese war vor wenigen Stunden mit der eingetretenen Fluth das Salzwasser der Nordsee gelaufen. Ich wurde fuchswild, spie nach allen Seiten hin und geberdete mich wie ein Mensch, der Arsenik genossen hat. Mein armer Bedienter, auf den ich fürchterlich losfuhr, machte mir indessen klar, daß auf einer Entfernung von einer halben Meile für den Augenblick kein anderes Wasser zu bekommen sei. Dies Argument war natürlich so schlagend, daß ich nichts dagegen einwenden konnte. Ich wappnete

mich also mit einer ordentlichen Portion Todesverachtung, kniff die Augen zu, und mit der Seelenruhe eines Sokrates leerte ich, zwar nicht den Gift-, sondern den Becher mit salzigem Kaffee. Mein schneller Entschluß hatte die besten Folgen. Bald fühlte ich eine angenehme Wärme meinen Körper durchströmen, welche zu vergrößern sich auch die Strahlen der herbstlichen Sonne, die jetzt mit aller Macht sich Bahn durch den weichenden Nebel brachen, angelegen sein ließen.

Ich machte mir eine Cigarre an, und bestieg den Eiderdeich, um durch ein Fernrohr die Wirkungen unserer Geschosse zu beobachten, die Christiansen's Batterie von dem Dithmarscher Ufer so eben mit Heftigkeit auf die Stadt zu werfen begann.

Wir lagen heute nun schon beinahe acht Tage vor Friedrichstadt. Aus dem Unternehmen, das Anfangs auf einen Ueberfall und sofortigen Sturm, wie es allgemein hieß, abgesehen war, war eine Belagerung in aller Form geworden. Wenn ich in aller Form sage, so drücke ich mich damit eigentlich falsch aus. Die Belagerung von Friedrichstadt glich nämlich auf's Haar jener unglücklichen von Friedericia, das heißt, von drei Seiten wurde die Stadt beschossen und cernirt, während die Besatzung im Stande war, Alles, was ihr nöthig: Verstärkung, schweres Geschütz, Munition und Proviant auf der vierten Seite ungehindert an sich heran zu ziehen. Es war dies bei Friedrichstadt die Nordseite, auf welcher die Chaussee nach Husum führt. Diese von unseren Werken aus zu bestreichen

war ein Ding der Unmöglichkeit; selbst die Verbindung mit Friedrichstadt auf der genannten Straße nur zu erschweren oder zu beunruhigen, hatte uns nicht einmal gelingen wollen.

Zur Orientirung für den Leser will ich hier wenige Worte über die Lage Friedrichstadts einschalten. Friedrichstadt liegt in der Marsch, das heißt, in dem, im Laufe der Jahrhunderte von den Wellen der Nordsee angeschwemmten Lande; hart an der Eider, auf deren nördlichen Ufer, während die Stadt im Norden wiederum von den Wassern der Treene bespült wird, die durch verschiedene Schleusen mit der Eider in Verbindung steht. Diese Schleusen waren von den Dänen bei der Besetzung von Friedrichstadt aufgezogen worden, so daß mit der Fluth jedes Mal das Wasser der Eider hineinfloß, und durch dies Verfahren war die ganze Gegend oberhalb Friedrichstadt, viele Tausend Morgen des schönsten Wiesen- und Ackerlandes, unter Wasser gesetzt worden.

Die einzige, für Infanterie und namentlich Artillerie practicable Straße, welche Friedrichstadt mit der Geest, d. h. dem eigentlichen, früheren Festlande, im Gegensatz zur Marsch, verbindet, war eine kleine Chaussee, etwa dreiviertel Meile lang, welche von Friedrichstadt nach dem Dorfe Seeth führt. Zu beiden Seiten dieser Chaussee lag tiefes, von unzähligen Abzugsgräben durchschnittenes Marschland, welches im Süden durch einen hohen Deich, dem Eiderdeich, gegen die Fluthen dieses Flusses, im

Norden durch den Treenedeich, gegen die Wasser der Treene geschützt wurde.

Diese beiden Deiche, welche bis zur Stadt liefen und dort durch einen Querdeich verbunden waren, konnten ebenfalls als Zugänge zur Stadt benutzt werden, doch war solches mit vieler Mühe, hauptsächlich für die Artillerie, verknüpft. Dies war namentlich beim Eiderdeich der Fall, da das südlich zwischen ihm und der Eider gelegene Land, das sogenannte „Vorland," so lehmig und morastig war, daß es nur durch die angestrengtesten Arbeiten von unserer Seite, namentlich durch Legung von Faschinen und Hineinwerfen von Strauchwerk, welches auf dem baum- und strauchlosen Marschboden nicht zu haben gewesen war, und selbst erst viele Meilen weit hatte herbeigefahren werden müssen, für Geschütze und Munitionswagen fahrbar gemacht werden konnte.

Die Chaussee war von den Dänen mehrmals durchstochen worden; ein Mal dicht hinter Seeth, das zweite Mal bei dem etwa acht- bis neunhundert Schritt vor der Stadt gelegenen Chausseehause. Unmittelbar vor der Stadt war quer durch die Chaussee ein festes Werk mit einem, in die Chaussee eingeschnittenen Blockhause angelegt worden.

Da der Feind vorausgesehen hatte, daß wir auch die Deiche als Zugänge zur Stadt benutzen würden, so hatte er dieselben ebenfalls tief durchstochen. Den Treenedeich etwa in einer Entfernung von sechshundert Schritt von der Stadt, den Eiderdeich in fast unmittelbarer Nähe derselben. Der letztere Durchstich, als der, für die Stadt

gefährlichste Punct, war von ihm noch mit einer Schanze für Infanterie und einer Espignolen-Batterie geschützt worden, welche wiederum durch eine ziemlich steile Brustwehr, davor befindliche Pallisaden und unzählige von kleinen Sturmpfählchen, Eggen und spanische Reiter befestigt war.

Die Südseite der Stadt, die Eiderseite, hatte er durch zwei Batterien befestigt. Die uns zunächst gelegene war die Fährhaus-, die weiter entferntere die Borkmühlen-Batterie. Beide sollten, da sie nicht nur das jenseitige Ufer, sondern namentlich auch den Eiderdeich beherrschten, den wir später als Hauptangriffspunct benutzten, für uns eine so traurige Bedeutung erhalten. Im Westen und Norden war die Stadt nur wenig oder gar nicht befestigt, da der Feind von dorther wahrscheinlich keinen Angriff befürchtete und leider auch keinen zu befürchten hatte.

Die Ostseite der Stadt, die uns zugekehrte, war durch ihre natürliche Lage — sie wird rings von einem, ziemlich breiten und tiefen Graben, dem sogenannten ‚Burggraben,' über welchen nur eine Brücke führte, eingeschlossen — schon gut befestigt. Der Feind hatte sie dadurch noch verstärkt, daß er die Außenseite der meist massiven äußeren Häuserreihe der Stadt mit Schlamm und Lehm beworfen und in die Mauern derselben Schießscharten für Infanterie und Geschütze eingeschnitten hatte.

Sämmtliche genannte Befestigungen waren fast überall durch Infanterie-Schanzen und Brustwehren, welche ringsum die Stadt liefen, mit einander verbunden.

Von den beiden Kirchthürmen der Stadt, die die ganze flache und ebene Umgegend beherrschten, konnten die Dänen jede unserer Bewegungen bis in die kleinsten Details hinein beobachten. Zwei riesengroße Danebrogs-Fahnen, die aus denselben hervorlugten, schienen grade dahin gesteckt zu sein, um unsere Aufmerksamkeit auf die Thürme zu lenken.

Dies war die Lage der Stadt und die Werke, die vom Feind zu ihrer Befestigung angelegt worden waren.

Wir hatten dagegen, zuerst auf dem südlichen, dithmarscher Eiderufer eine ziemlich starke Batterie gegen die Fährhaus- und Borkmühlen-Schanze etablirt, die unter Befehl des Hauptmanns Christiansen stand, der schon vor Friedericia sich den Ruf eines tüchtigen Artillerie-Officiers erworben hatte. Ueber ihre Armirung kann ich keine genaue Auskunft geben, doch werden wahrscheinlich zwei hundertachtundsechszigpfündige Mörser und einige Granatkanonen dort placirt gewesen sein.

Auf der Chaussee, deren Durchstich bei Seeth in unseren Händen und von uns überbrückt war, hatten wir in der Nähe des Chausseehauses in einer stürmischen, regnigten Nacht aus Sandsäcken eine Brustwehr gebaut, hinter welcher zwei schwere vierundzwanzigpfündige Vollkugelkanonen aufgestellt waren, die in den Tagen, die dem Sturm vorangingen, das Werk auf der Chaussee und die Stadt selbst sehr wirksam mit Glühkugeln beschossen, die in der Küche des Chausseehauses auf einem eiligst gebauten Rost glühend gemacht wurden.

Außerdem hatten wir zwei zwölfpfündige Feldbatterien zur Stelle, deren Haubitzen auf dem Eider- und Treenedeich in eingeschnittenen Traversen aufgestellt waren, während die übrigen Geschütze, nachdem mit ungeheurer Anstrengung in dem Marschlande zwischen Chaussee und Eiderdeich unter dem Schutze der Tirailleure des ersten Jäger-Corps zahlreiche Brücken gebaut worden waren, dort Position genommen hatten und ein wirksames Feuer auf die Stadt richteten.

Auch eine Batterie vierundzwanzigpfündiger Handmörser fehlte nicht, die, an verschiedenen Stellen vertheilt, aus ihren kleinen, unscheinbaren Töpfen manchen guten Schuß auf die Stadt that.

Dies waren unsere artilleristischen Kräfte, welche wir um Friedrichstadt concentrirt hatten und die unter Befehl des rastlosen und unermüdlichen Major Aldosser standen, der zwar in unserer Armee den Rang eines Infanterie-Officiers bekleidete, früher aber Gelegenheit gehabt haben sollte, in seiner Stellung als Artillerie-Officier sich eine Kenntniß auch dieser Waffe zu erwerben.

Er war eine originelle Erscheinung. In einem Musketier-Mantel gehüllt, die Beinkleider, des Kothes wegen, in die Stiefel gesteckt, mit einem mächtigen Tubus über den Nacken, war er bald hier, bald dort zu finden. Wo er sich zeigte, da regnete es Flüche und Donnerwetter in Masse, aber da die Leute seine Art und Weise kannten, so fragten sie wenig nach seinen Redensarten. Er konnte hitzig bis zum Exceß werden, das echte Naturell eines

Süddeutschen. Seine Hitze legte sich aber eben so schnell, als sie aufflammte. In wie weit er seiner Aufgabe gewachsen und welche Schuld er sowohl an dem Mißlingen des Sturmes, wie der Oberst v. d. Tann, der das Obercommando über die ganze Unternehmung führte, hatten, lasse ich, getreu der Absicht dieser Blätter, ununtersucht.

Fast acht Tage hatte die Beschießung der Stadt gedauert, ohne daß ein ernstliches Engagement der Infanterie Statt gefunden hätte, mit Ausnahme des verunglückten Sturmes am ersten Tage des Unternehmens, den unsere erste Compagnie auf die Schanze im Eiderdeich versuchte und der meinem unglücklichen Freunde, dem Lieutenant Gustav Apel aus Kiel, das Leben gekostet hatte.

Zwar fanden kleinere Gefechte zwischen den vorgeschobenen Schützenketten unseres ersten Jäger-Corps und den feindlichen Castell-Jägern fast ununterbrochen Statt. Unsere Jäger lagen eingegraben, halb im Wasser vor unseren Feldgeschützen, zwischen der Chaussee und dem Eiderdeich, und wehe der blauen dänischen Mütze und ihrem Träger, der sich neugierig über die Wälle der feindlichen Verschanzungen zeigte, sie machte gewöhnlich Bekanntschaft mit einer schleswig-holsteinischen Spitzkugel.

Auf dem Treenedeich, der Anfangs nur von Infanterie besetzt gewesen war und vor deren glattläufigen Gewehren die Dänen eben nicht sehr großen Respect hatten, zeigte sich zuerst der Feind häufiger und beunruhigte unsere Feldwachen und Posten; allein nachdem auch dorthin eine Abtheilung Jäger gelegt worden war, hielten die Käppies

und die Spitzkugelbüchsen ihn auch dort in angemessener Entfernung.

Ueberhaupt machte die Zurückhaltung, die die Dänen während der fürchterlichsten Kanonade auf die Stadt beobachteten, und mit welcher sie hundert Kugeln von uns nur zum Zeichen, daß sie noch da seien, höchstens mit einem einzigen Sechspfünder beantworteten, einen beinahe unheimlichen Eindruck.

Ich brachte einen ganzen Vormittag in der Schanze auf der Chaussee zu, die in dieser Zeit ununterbrochen feuerte. Das Ganze glich einem Scheibenschießen. Mit einem Fernrohr lag ich hinter der Brustwehr, die Wirkung jedes einzelnen Schusses, bei einer Entfernung von kaum fünfhundert Schritt, natürlich deutlich beobachtend. Während dieses ganzen Vormittags fiel von der Stadt her, sage: ein einziger Schuß aus einem Sechspfünder, dessen Kugel auf halber Entfernung in den weichen Boden des Marschlandes hineinfuhr. Wie der Feind indessen diese Zurückhaltung und Schweigsamkeit auch zu rechter Zeit zu brechen verstand, das zeigte das Kartätschen- und Granatfeuer, mit welchem er uns am Abend des Sturmes auf dem Eiderdeich empfing.

Noch darf ich nicht unerwähnt lassen, wie die Kanonenböte, welche die Eider zur Unterstützung der Christiansenschen Batterie hinunter gekommen waren, manche glänzende Probe ihrer Tüchtigkeit ablegten. Sie waren unmittelbar vor unserem Lagerplatz auf der Eider stationirt und ihre vierundachtzigpfündigen Bombenkanonen, deren einige eine,

andere zwei führten, wurden durchgängig eben so gut und besser, als die Geschütze der Landbatterien bedient.

Von der Infanterie lag das fünfzehnte, das eilfte und unser Bataillon in den Tagen, die dem Sturm vorangingen, abwechselnd auf Vorposten auf den Deichen und der Chaussee, oder eine Nacht im Cantonnement in Seeth und Drage, während weiter rückwärts, namentlich in Süder- und Norderstapel, größere Infanterie-Massen, namentlich ein Theil der ersten Brigade, darunter das dritte und andere Bataillone lagen. Sie standen unter Befehl des Commandeurs der ersten Brigade, des Oberstlieutenants v. Gagern (eines Vetters von Heinrich v. Gagern). Ihre Aufgabe war hauptsächlich, die Uebergänge über die Treene zu beobachten und durch Scheinunternehmungen die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin zu lenken.

Das erste Jäger-Corps war fast ununterbrochen Abtheilungsweise im Dienst auf Vorposten. Man sah hier recht, wie der kleine Krieg das Element dieses Corps war, und ohne einen glänzenden Erfolg zu erringen, bewährte dasselbe doch auch hier wieder, namentlich durch rastlose Unermüdlichkeit und anstrengende Thätigkeit seinen alten Ruf. Es verlor leider dabei einen seiner ausgezeichnetsten Officiere, den Hauptmann Behrens, den ein Stück von einer springenden Granate das Säbelgefäß in die Hand hineinschmetterte, an welcher Wunde er später unter unsäglichen Schmerzen starb.

Kehren wir jetzt wieder zum Morgen des 4. October, dem Tage des unglücklichen Sturmes, zurück.

Das sechste Bataillon hatte an jenem Tage den Eiderdeich besetzt. Die vierte Compagnie, unter Befehl des Hauptmanns v. Eickstedt, bei welcher ich stand, lag am weitesten nach vorn, unmittelbar hinter zwei zwölfpfündigen Haubitzgeschützen, um bei einem Ausfall sofort zur Unterstützung dieser Geschütze bei der Hand zu sein. Die erste, zweite und dritte Compagnie lagen etwas weiter zurück.

Am Morgen hatten wir noch keine Ahnung von dem Sturm.

Es waren so eben noch zwei vierundachtzigpfündige Bombenkanonen von Rendsburg angekommen, die ebenfalls auf dem Eiderdeich aufgestellt werden sollten. Die Traversen dazu waren in der Nacht vorher von den Pionieren schon angelegt worden.

Unsere Compagnie erhielt Befehl ein Commando zur Hinaufbringung dieser Geschütze auf den Deich, zur Hülfsleistung der Artilleristen und Pioniere zu geben. Dasselbe ging sofort unter Befehl des Lieutenants Redlich ab, und es gelang glücklich, die Geschütze in die Traversen hineinzubringen.

Die Dänen, in dem Bereich deren Spitzkugeln diese Procedur vorgenommen wurde, begnügten sich damit, die ganze Arbeit durch eine einzige Granate zu beunruhigen, deren Stücke leider einem Officier vom ersten Jäger-Corps, dem Lieutenant v. d. Heyde, das Bein zerschmetterte und, ich weiß nicht mehr genau, einen Mann von unserem Arbeitscommando oder einen Artilleristen verwundete.

Sobald die genannten Geschütze aufgestellt worden, begannen sie auch sogleich ein mörderisches Feuer auf die Stadt zu richten.

Der Vormittag verlief, wie alle früheren. Es wurde heftig kanonirt, allein wir waren daran schon so gewöhnt, daß dadurch unsere Aufmerksamkeit wenig in Anspruch genommen wurde.

Weit größere schenkten wir vielmehr den zahlreichen Böten und der Fähre, welche, da der Aufenthalt auf dem diesseitigen Ufer mit gar keiner Gefahr verknüpft war, uns zahllose Besucher und selbst Besucherinnen aus dem jenseitigen, holsteinischen Dithmarschen herüber führten. Sie brachten Lebensmittel, namentlich kalten Braten, Wein und Kuchen, in unvertilgbaren Portionen ihren kämpfenden Landsleuten herüber. Ich erinnere mich nie so gut gelebt und größeren Ueberfluß an Allem, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, gehabt zu haben, als auf dem Eiderdeich vor Friedrichstadt. Die sonntäglich geputzten, schmucken, dithmarscher Bauerdirnen hatten ihre herzliche Freude an dem gesunden Appetit ihrer Landsleute, und als unsere Musik sich einstellte und einen lustigen Walzer unter dem fürchterlichsten Kanonendonner aufspielte, da widerstrebten sie sogar nur schwach, wenn ein derber Musketier seinen Arm um ihre schlanke Taille legte und mit ihnen auf dem schmutzigen Rasen rüstig loswalzte.

Ein Beispiel fand Nachahmer und bald war vor unseren Augen der herrlichste Bal champêtre im Gange.

Das war einmal wieder so recht eine Episode aus dem Soldatenleben mit seinen schroffen Gegensätzen.

Hier ein lustiger Ball mit fröhlicher Heiterkeit, wenige Schritte davon die brüderliche Stadt, wohin jede Secunde die verderbenbringenden Kugeln schleuderte. Hier lustige Paare, die sich nach dem Takte eines Strauß-schen Walzers drehten, während durch ihre Mitte so eben die röchelnde Leiche eines braven Jägers mit bleichen, schon durch den Tod entstellten Zügen getragen wird, zu dessen Brust das tückische Blei seinen Weg gefunden. Man hält einen Augenblick inne, sieht ob der Sterbende ein Freund oder Bekannter ist, er wird vorübergetragen und weiter fliegt die Bäuerin in dem Arm ihres Tänzers, der vielleicht bestimmt ist, das Schicksal des Jägers, der so eben vorbeigetragen, heute Abend zu theilen, der vielleicht heute Abend die kalte Brust der Mutter Erde so innig umschlungen hält, wie jetzt die lebenswarme der braunen Dirne. —

Ein fürchterliches Leben, das Soldatenleben, aber dennoch ein schönes Leben, ein Leben mit Gefühlen und Erinnerungen, von deren Vorhandensein kein anderer Mensch eine Ahnung hat, als der Krieger, den heut die Arme des Mädchens, morgen die des Todes umfangen halten.

Der Vormittag verlief sonst ohne bemerkenswerthe Ereignisse.

Gegen Mittag kehrte ein Zug unserer 2. Compagnie, der zur Deckung der Christiansen'schen Batterie unter dem Befehl der Lieutenants Sommer und Hansen I. bisher auf

dem jenseitigen, holsteinischen Ufer gelegen hatte, auf der Fähre zum Bataillon zurück.

Unser Mittagsessen, das aus ziemlich harten Erbsen bestanden, hatte nicht recht munden wollen und wir waren grade damit beschäftigt, zum Ersatz dafür einen guten Kaffee zu verzehren, der diesmal aus süßem Wasser gekocht war, als wir nicht weit von uns entfernt v. d. Tann und Aldosser, auf dem Eiderdeich gelagert, in einem heftigen Dispüt über eine Karte sahen.

Es dauerte nicht lange, so gesellte sich auch Heinrich v. Gagern, der bei v. d. Tann die Functionen eines Ordonnanz-Officiers versah, sowie Hans v. Raumer, der ebenfalls in v. d. Tann's Stab employirt war, zu ihnen. Es schien mir, als konnten sie sich über den Gegenstand des Gespräches, von dem damals noch Niemand ahnte, daß es einen vorzunehmenden Sturm beträfe, nicht recht einig werden. Eine Folge dieses Streites war, daß unser Bataillon Befehl erhielt, sofort 3 Officiere nach dem jenseitigen Eider-Ufer zu commandiren, die sich von dort aus nicht nur die Lage der einzelnen feindlichen Werke ansehen sollten, sondern auch den Auftrag erhielten, sich dort zu überzeugen, welches Resultat ein etwa vorzunehmender Sturm wohl erwarten ließe.

Unser Bataillons-Commandeur, der Major v. Lüders, bestimmte zu diesem Commando den ältesten Hauptmann unseres Bataillons, v. Lettgau, den Premier-Lieutenant v. Tresenreuter und den Lieutenant Sommer, welche mit eini-

gen anderen Officieren vom 1. Jäger-Corps sogleich ein Boot bestiegen und sich über die Eider setzen ließen.

Wir vermutheten nun allerdings, daß irgend etwas im Werke sei.

Es mochte etwa zwischen 4 und 5 Uhr sein, als sie wieder zurück kehrten. Sie begaben sich sofort wieder zu v. d. Tann und Aldosser und nachdem sie diesen das Ergebniß ihrer Beobachtungen mitgetheilt hatten, erhielten wir, ohne daß es uns gelungen war auch nur ein Wort von diesen Mittheilungen zu erfahren, den Befehl zum Sturm.

Die Sonne versank eben am fernen Horizonte in den Wellen der Nordsee, als unser Bataillon die Sturmcolonne formirte. Die erste Compagnie bildete, unter Voranschickung einer Tirailleur-Kette von 1. Jäger-Corps die Tète derselben. Dann folgte eine Abtheilung Pioniere mit Aexten und Spaten unter Commando der Lieutenants v. Neergaard, Schanzenbach und Bertouch, und hieran schloß sich unsere zweite, dann die vierte und zuletzt die dritte Compagnie als Sturmcolonnen.

Es war ein großartiger Augenblick.

Schon kurz vorher, ehe der Befehl zum Sturm ertheilt worden war, waren durch unsere Batterien zwei einzeln liegende, ziemlich weitläuftige Gehöfte, die zu Friedrichstadt gehörten, ‚Greveshof' und der ‚Gooshof', in Brand geschossen worden. Ihre Flammen leuchteten dunkelroth durch den dichten Herbstnebel, den der October-Abend schon auszubreiten begann, als 3 Raketen, welche

von einem unserer Kanonenböte kerzengrade in die Höhe stiegen, das Zeichen zum Beginn des Sturmes gaben. Die Musik des 1. Jäger-Corps und die unsrige, welche hinter den Schanzkörben der 84pfündigen Batterie aufgestellt waren, begannen gemeinschaftlich unser National-Lied zu spielen. Dazu donnerten, wie auf ein Commandowort, unsere sämmtlichen Geschütze und auch die feindlichen, die so lange ihr hartnäckiges Schweigen beobachtet hatten, ließen nicht lange auf sich warten. Es war ein Lärm, als ob die Hölle losgelassen sei.

Wir rückten langsam, aber geschlossen vor, einstimmend in die Melodie unserer Hymne, die immer wieder deutlich durch den Donner der Geschütze hervorschallte.

Als unsere 1. Compagnie die Schanzkörbe der 84pfündigen Batterie erreicht hatte, entstand eine, zwar nur augenblickliche, aber für uns verderbenbringende Stockung.

Der Durchgang war nämlich hier so eng, daß nur immer ein Mann zur Zeit ihn passiren konnte. Obgleich nun einige versuchten die Hindernisse: Eggen und Schanzkörbe, bei Seite zu räumen, andere durch das seichte Wasser der Eider wateten, so entstand dadurch nicht nur ein ziemlicher Aufenthalt, sondern es wurde auch den Leuten schwer, nachdem die enge Stelle passirt war, sich wieder schnell und so eng an einander zu schließen, als eine Sturmcolonne es verlangte.

Dazu wütheten die feindlichen Kartätschen in unseren Reihen. Der Hauptmann der ersten Compagnie, v. Basson, war einer der ersten, der verwundet wurde. Nächst der

ersten hatte die dritte Compagnie am meisten zu leiden. Da sie nämlich an der Queue war, so schlugen alle Kartätschen und Granaten, die über unsere Köpfe hinweg gingen, in ihre Reihen ein. Auch ihrem Hauptmann, v. Erhardt, drang eine Spitzkugel mitten in die Stirn, an der er wenige Stunden darauf unter den unsäglichsten Schmerzen starb.

Endlich hatten wir alle den engen Durchgang passirt und nun ging es in raschem, entschlossenen Anlauf über den Eiderdeich, der kurz vor der feindlichen Schanze eine Biegung machte, hinweg, und mit donnerndem Hurrah die Brustwehr zur Schanze hinauf.

Der Fähnrich der ersten Compagnie, Hans Harder aus Wiemersdorf bei Neumünster, war der erste, der sie betrat. Er pflanzte seine Compagnie-Fahne auf der Brustwehr auf. Ihm folgte unser Adjutant, Lieutenant Buschick, der aber schon nach wenigen Augenblicken verwundet vom Kampfplatz getragen werden mußte.

Unsere Leute stürmten muthig die Schanze hinan, aber oben angekommen, rief ihnen jedes Mal der Tod sein Halt entgegen. Der Feind war uns gegenüber durch seine Stellung in zu entschiedenem Vortheil. Während unsere Leute, um in die Schanze hinein zu feuern, sich ganz und gar exponiren mußten, legten seine Jäger nur die Mündung ihrer Büchse auf die Brustwehr, drückten ab, und die Kugel fehlte selten in unseren dicht gedrängten Reihen ihren Mann.

Die Brustwehr der Schanze bot ein fürchterliches Bild der Zerstörung und des Kampfes dar.

Die Pioniere hieben mit ihren Aexten die Pallisaden um, unsere Leute warfen dieselben als Geschosse auf den Feind, den nur die 4 Fuß breite Brustwehr von uns trennte. Dieser schleuderte sie wieder, Handgranaten dazwischen, aus der Schanze heraus. Dazu ein ununterbrochenes Gewehrfeuer, welches auf einer so nahen Distance geführt wurde, daß oft das Feuer aus den feindlichen Büchsen uns das Haar versengte. Haufen von Todten und Verwundeten füllten bereits den Raum vor der Schanze. Immer wieder stürmten wir von Neuem an, und immer wieder stürzten die Vordersten, von dem tödtlichen Blei getroffen, rücklings hinunter, die Lebenden mit sich in Moor und Sumpf hinabreißend. Ein Officier nach dem andern wurde todt oder verwundet vom Platze getragen.

Ein Musketier rief mich zu dem Lieutenant Kirchhof von unserer Compagnie. Er war wieder und immer wieder die Brustwehr hinangestürmt, zuletzt als der jedesmal abgeschlagene Sturm unsere Leute bereits muthlos zu machen begann, hatte er selbst die Muskete eines Gefallenen ergriffen und in die Schanze hinein gefeuert. Jetzt lag er am Fuße derselben, eine feindliche Kugel war ihm mitten durch die Stirn gedrungen. Aus der weiten, klaffenden Wunde drang das Gehirn hervor. Er war ohne Besinnung, ein Musketier verband ihn, so gut es ging, mit meinem Taschentuch und mit Hülfe einiger Anderer versuchte er, ihn nach dem Verbandplatz zu bringen.

Aber schon unterwegs hatte er aufgehört, zu den Lebenden zu gehören.

Hauptmann Lettgau, der mit ausgezeichneter Bravour die erste Abtheilung unseres Bataillons zum Sturm geführt hatte,*) wurde zwischen den Pallisaden hervorgezogen, eine feindliche Spitzkugel war ihm hinter dem Ohr in den Kopf gedrungen und während er von mehreren Leuten aus dem Gefecht geschleppt wurde, ermahnte er noch die Zurückbleibenden immer muthig wieder vorzudringen und nicht zu weichen.

Major Lüders blieb wie durch ein Wunder während der ganzen Affaire unverwundet. Ich sprach ihn mehre Male an, immer war er guten Muths und immer feuerte er die Leute durch Wort und Beispiel an, auch den ihrigen nicht sinken zu lassen.

So lagen wir mehrere Stunden vor der Schanze. Jeder neue Versuch sie zu nehmen, scheiterte an der hartnäckigen Vertheidigung des Feindes und seiner vortheilhaften Stellung.

Ich erhielt vom Hauptmann v. Eickstedt, der, wenn ich eine leichte Schramme, die er an der Stirn bekam und erst am anderen Morgen bemerkte, abrechne, auch wunderbarer Weise unverwundet blieb, den Auftrag, zu versuchen, ob das Werk nicht durch einen Angriff in der Kehle, das heißt von der Rückseite, zu nehmen sei. Ich kletterte mit einigen Leuten über einige lose Bretter, welche über den

*) Er wurde später wegen besonderer Auszeichnung beim Sturm von der Statthalterschaft zum Major ernannt.

Graben geworfen waren, der bei der Schanze vorbeifloß, allein das Feuer, von dem wir hier auf der offenen Wiese empfangen wurden und die Kugeln unserer eigenen Jäger, welche vom Deich her die Schanze in der Flanke beschossen, nöthigten mich, nachdem ich bereits eine Anzahl meiner Leute verloren hatte, die übrigen nicht nutzlos aufzuopfern und umzukehren.

Es war, während sich dies auf dem Eiderdeich ereignete, das eilfte und ein Theil des dritten Bataillons auch auf der Chaussee vorgegangen, aber dort mit eben so wenigem Erfolg, wie bei uns.

Nähere Details über den Kampf auf dieser Stelle anzugeben, bin ich leider nicht im Stande.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Der Kampf der Infanterie ließ durch die gegenseitige Anstrengung und Erschöpfung allgemach etwas nach. Der größte Theil unserer Leute hatte sich fast verschossen, während die Artillerie von beiden Seiten, trotz der eingetretenen Dunkelheit, mit Heftigkeit fortkanonirte.

Ich benutzte einen Augenblick der Ruhe, der eingetreten war, um auf den Deich zu steigen und mich einmal umzusehen.

Ein furchtbar-schönes Schauspiel bot sich meinen Augen dar.

Die ganze, bedauernswerthe Stadt stand in Flammen. Ihre hellen, weißen, reinlichen Häuser, die wir so oft bewundert und in denen wir gute Quartiere zu finden gehofft hatten, glichen einem dunkelrothen Feuermeer, dessen

unheimlicher Schein der dichte Nebel noch vermehrte. Eine silberweiße, glänzende Lichtpyramide, die aus dem purpurnen Schein hervorragte, bezeichnete die Stelle, wo vor wenigen Stunden noch der schlanke, schöne hölzerne Thurm der Remonstrantenkirche auf uns herabgeschaut hatte.

Dazu denke sich der Leser die aufgeregte Stimmung, in die man durch den Kampf versetzt wird, eine förmliche Art Trunkenheit, die der Pulverdampf auf die Nerven hervor bringt; das Gewinsel und Gejammer der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden, dazwischen den rollenden Donner von hundert Geschützen, das Geschrei der Kämpfer, untermischt mit Commandoworten, das Gebrüll des Viehes, das auf dem Marschlaude weidete und welches durch den Feuerschein und das anhaltende Schießen fast rasend geworden war, so hat er ein schwaches Abbild von der Scene, die vor meinen Blicken aufgeführt wurde. —

Nach und nach sahen wir Alle das Nutzlose fernerer Anstrengungen und Stürme ein. Wir beschränkten uns darauf, die Leute, welche noch Munition hatten, zu einem steten Feuer auf die Stadt und auf die Schanze anzuhalten, um wenigstens dem Feind so lange unsere gänzliche Erschöpfung zu verbergen, bis Verstärkung, die jeden Augenblick erwartet wurde, eingetroffen war. Auch auf der feindlichen Seite trat nach und nach Verminderung des Gewehrfeuers ein.

Unserer Aller hatte sich eine fürchterliche Apathie und Gleichgültigkeit bemeistert. Mit der größten Ruhe stärkten

wir uns an dem Inhalt einer Flasche Portwein, die mir mir treuer Bursche, ein Angeliter, Namens Kollenburg, durch den heftigsten Kugelregen nach der Schanze gebracht hatte.

Auch nach einer Cigarre trugen wir schon wieder Verlangen, und als Hauptmann v. Eickstedt aus seiner stets gefüllten Cigarrentasche uns solche mit gewohnter Freundlichkeit anbot, verfehlten wir nicht, Alle zuzugreifen. Als wir eben damit beschäftigt waren, dieselben anzuzünden, schlug eine feindliche Kugel in unser schon so zusammengeschmolzenes Häuflein und riß abermals einen braven Kameraden, den Lieutenant Hansen II. aus Husbuye in Angeln, einen jovialen und gemüthlichen Kerl, der sich selbst gewöhnlich scherzweis ‚einen rauhen Sohn der Steppe‘ nannte, aus unserer Mitte. Der Schuß war ihm durch Arm und Oberschenkel gegangen. Er mußte nach dem Verbandplatz getragen werden und noch diesen Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, liegt er, zwar auf dem Wege zur vollständigen Genesung, an seinen Wunden darnieder.

Endlich langte das 15. Bataillon an, nachdem es auf dem Eiderdeich durch das feindliche Artilleriefeuer schon bedeutend gelitten hatte, und die übrig gebliebenen Mannschaften des 6. erhielten Befehl, sich langsam zurückzuziehen. —

Auch auf dem Rückzug, namentlich ehe wir die Biegung des Eiderdeiches passirt waren, hatten wir noch viel von den feindlichen Geschützen zu leiden.

Kaum hatten wir den engen Durchgang bei der 84pfündigen Schanze wieder hinter uns, als eine feindliche

Granate in einen dort befindlichen Munitions-Wagen fuhr. Eine plötzliche Helle blendete unsere Augen, die Meisten von uns wurden durch den Luftdruck zu Boden geworfen, und eine furchtbare Explosion erfolgte, Tod und Verderben um sich her verbreitend.

Glücklicherweise waren wir schon ziemlich weit von dem Platz, wo sich dieselbe ereignete, entfernt, so daß nur wenige von unseren Leuten dadurch verwundet wurden. Die Wirkung in der Nähe soll fürchterlich gewesen sein.

Endlich waren wir außerhalb des Bereiches der feindlichen Kugeln angelangt, und erst hier, nachdem die Ueberreste des Bataillons sich gesammelt, waren wir im Stande, die Größe unseres Verlustes zu ermessen.

Unser ganzes Officier-Corps war auf 7 Personen zusammen geschmolzen. Dies waren der Commandeur, Major Lüders, ein Schleswig-Holsteiner, der Hauptmann v. Eickstedt aus Stettin, der Premier-Lieutenant v. Labunsky und ich aus Berlin, und die Lieutenants Rahtlev aus Kiel, Stellfeldt aus Braunschweig und Redlich aus Königsberg in Preußen.

Gefallen waren: der Hauptmann Erhardt aus Berlin, der Premier-Lieutenant v. Loga aus Ost-Preußen, die Lieutenants v. Uslar-Gleichen aus Hannover, v. Tresenreuter, Kirchhof und Rheder, geborne Schleswig-Holsteiner, und der Fähnrich Göring aus Weimar.

Verwundet waren: die Hauptleute v. Lettgau aus Breslau, Basson aus Hannover, v. Below aus Berlin,

der Premier-Lieutenant Graf Luckner und die Lieutenants Sommer, Hansen I. und II., geborne Schleswig-Holsteiner. Außerdem waren verwundet: der Adjutant, Lieutenant Buschick aus Schlesien und der Dr. Ritter aus Kiel, dem beim Verbinden ein Stück einer Granate eine gefährliche Kopfwunde beigebracht hatte.

Unser Verlust an Unterofficieren und Mannschaften betrug bei einer Stärke von etwa 1200 Mann, an Todten und Verwundeten zusammen nahe an 300.

Dies waren die traurigen Resultate, die der erste Ueberblick, nachdem das Bataillon sich wieder gesammelt hatte, gewährte.

Es wurden sogleich wieder Patronen und Zündhütchen vertheilt, und wir machten uns schon bereit, auf etwaigen Befehl noch einmal vorzurücken, als gegen Morgen das Feuern gänzlich verstummte und General Willisen, der nach begonnenem Sturm persönlich auf dem Kampfplatz erschienen war, den Befehl zum gänzlichen Abbruch des Gefechtes ergehen ließ.

Unser Bataillon erhielt Befehl, Cantonnement im Dorfe Drage zu beziehen und am anderen Morgen Ordre zum Rückmarsch zu erwarten.

Das 15. Bataillon nahm eine Vorpostenstellung ein und während das immer noch brennende Friedrichstadt uns unseren Weg beleuchtete, marschirten wir lautlos, niedergeschlagen durch den schlechten Erfolg, den so vieles nutzlos vergossene Blut und eine eingeäscherte Stadt gehabt hatten,

nach Drage, wo die Ueberreste unseres heut Morgen noch so ansehnlichen Bataillons die wenigen Stunden der Ruhe, die vor dem morgenden Marsch ihm noch vergönnt waren, verbrachte.

XI.

Die Rückkehr nach Rendsburg und ein Diner bei der Statthalterschaft.

October 1850.

Das sechste Bataillon, welches durch die große Vorliebe, die die Damenwelt der Stadt Kiel, die renommirteste in den Herzogthümern, ihm bezeigte, und die zu einer Zeit so groß war, daß unsere sämmtlichen vier Hauptleute in den zarten Banden der Verlobung mit eben so vielen Holsatinnen der ‚Christiana Albertina' schmachteten, sich den Beinamen des Bataillons ‚unserer lieben Frauen' erworben hatte, war durch den Sturm auf Friedrichstadt wenigstens für den Augenblick völlig kampf- und felduntüchtig geworden.

Dies blieb der Einsicht des General-Commando's nicht verborgen und schon am Morgen nach dem Sturm erhielten wir Befehl, zu unserer Stärkung und Erholung nach — — — Rendsburg zu marschiren. Einem Bataillon Rendsburg als Garnison zur Erholung anzuweisen, hieß nun zwar grade eben so viel, als einem, von schwerer Krankheit Genesenen die Lüneburger Heide oder eine kirgisische Steppe als Aufenthaltsort zur Kräftigung und Stärkung zu empfehlen, aber dennoch traten wir den

Marsch dahin Alle herzlich vergnügt an, da wir wenigstens die Aussicht hatten, dort auf einige Tage wieder einmal ein Bett zu bekommen, ein Geräth, welches man in einer October-Nacht auf dem Eiderdeich oft schmerzlich vermißt hatte und dessen wir zu unserer Erholung, nachdem wir fast acht Tage ununterbrochen keinen Schlaf bekommen hatten, dringend bedurften.

Es war am 6. October, als wir wieder vor den alten, wohlbekannten Mauern standen. General Willisen empfing uns unter denselben, begleitet von einer zahlreichen Suite. Das Rednertalent gehörte mit zu seinen schwachen Seiten, und so bekamen wir auch heute, nachdem Quarrée formirt worden war, nur wenige Worte der Anerkennung zu hören, die zumal dem größeren Theil der entfernter Stehenden gänzlich unverständlich blieben.

Nach einer kurzen Rast marschirten wir durch das Kronenwerkerthor in die Festung ein. Eine seltene Erscheinung war die Theilnahme, die sich in der Bevölkerung kund gab, und die uns um so wohler that, als sonst Ein- und Ausmärsche eine alltägliche Erscheinung für die Rendsburger waren und fast unbemerkt von ihnen vorüber gingen. Heute hatten sie sich indessen die Mühe gegeben, sich nicht nur ziemlich zahlreich in den Straßen einzufinden, sondern zarte Hände hatten sogar aus herbstlichen Blumen und Laub einige Kränze gewunden, mit denen hier und da der Helm eines Kriegers geschmückt wurde.

Unser Bataillon bot einen traurigen Anblick dar. Von seinen vierundzwanzig Officieren waren ihm nur sieben

mit Einschluß des Commandeurs geblieben. Auch ich hatte das Glück, unter diesen Uebriggebliebenen zu sein und mit meinen wenigen Kameraden den zahlreichen, schmerzlichen Verlust so vieler braven Gefährten zu betrauern. Die Compagnien waren fürchterlich gelichtet, namentlich war die erste zu einem unscheinbaren Häuflein zusammengeschmolzen. Ihr war keiner ihrer Officiere geblieben und ihre Führung hatte einem der jüngeren Kameraden übertragen werden müssen.

Der Anblick der Leute war traurig. Sie hatten keine Zeit gehabt, ihre Kleidungsstücke, die vom Schlamm und Koth des herbstlichen Marschlandes starrten, aus dem wir kamen, zu reinigen, und wenn auch nicht Allen die Helmspitzen weggeschossen waren, wie die leipziger ‚Illustrirte Zeitung' uns in einer späteren Nummer abzubilden die Ehre anthat, so zeigte doch manche durchlöcherte Pickelhaube, mancher zerfetzte Waffenrock und Mantel, manches breitgedrückte Kochgeschirre, eine wie nahe Bekanntschaft wir mit den dänischen Spitzkugeln gemacht hatten. Auch mir war eine Kugel durch den gerollten Mantel gedrungen und nur dem dicken Tuche und der Baumwolle desselben hatte ich es zu verdanken, daß ich heute mit in Rendsburg einmarschiren konnte.

So waren wir denn wieder glückliche Bewohner des schleswig-holsteinischen Sodoms und Gomorrha's, und die allernächsten Tage sollten also Tage der Ruhe und Erholung sein.

Daran war natürlich so wenig für die Leute, als für uns zu denken. Die Appells zur Anfertigung der Verlust-

listen, der Listen über unbrauchbar gewordene oder verloren gegangene Waffen- und Montirungsstücke, zur Einstellung der, uns von der Ersatz-Brigade haufenweise überwiesenen Freiwilligen, zur Revision der Waffen- und Montirungsstücke, in der Sprache unserer Leute „Lumpenparaden" genannt, erreichten eine Dauer, die selbst den Geduldigsten hätte zur Verzweiflung bringen können, und dennoch war es dringend nöthig, daß Alles dies sofort vorgenommen wurde. Aber daran noch nicht genug. Wenig Tage später ward uns auch schon wieder die Ehre zu Theil, vom Gouvernement der Festung zur Versehung des Garnisondienstes mit herangezogen zu werden, wobei die Herren im Commandantur-Bureau sich nicht einmal die Mühe gaben, anzufragen, ob unsere numerische Stärke zu diesem Dienste hinreichte, so daß es sich nicht selten ereignete, daß eine Compagnie von der anderen Leute borgen mußte, um nur die richtige Zahl von Wachtmannschaften Mittags auf den Paradeplatz liefern zu können, ohne sich natürlich darum zu bekümmern, ob ein Freiwilliger auf Wache kam, der gestern erst aus einem süddeutschen Staate angekommen, und nie, oder vielleicht in zehn Jahren nicht, ein Gewehr in der Hand gehabt hatte.

So wurden die Tage in Rendsburg grade das Gegentheil von dem, was sie sein sollten: Tage der angestrengtesten Arbeit, und das größte Unglück dabei war, daß Rendsburg in keiner anderen Beziehung dafür Ersatz gewährte.

Die Quartiere waren unter aller Würde schlecht. Während in anderen Garnisonen der Soldat von dem

wohlhabenden Bürger profitiren will, speculirt der Rendsburger auf die Taschen der Soldaten. Wohl keine Stadt hat je von einem Kriege einen so enormen Vortheil gehabt, als Rendsburg. Jedes dritte Haus war eine Art Wirthshaus, wenigstens wurden Schnaps und Bier fast überall geschenkt, und dennoch mußte man für die geringsten Bedürfnisse einen fabelhaften Preis bezahlen.

Rendsburg ist die Stadt der zahllosesten, aber auch der schlechtesten und theuersten Wirthshäuser. Den ersten Rang unter ihnen nimmt die ‚Harmonie' ein, sonst ein Privatlocal der rendsburger Bürgerschaft, das indessen während des Krieges zu einem öffentlichen geworden war, das Local der militairischen Aristocratie, der ‚Kranzler' von Rendsburg.

Hier verkehrte fast nur der höhere Kamerad von der Garde. Auf einem Perron vor dem Hause, der die Aussicht auf den rendsburger Jungfernstieg gestattete, der Alles, nur seinen Namen nicht verdient, konnte man ihn täglich das Leben seiner Genossen in der preußischen Residenz in den anmuthigsten Variationen nachahmen sehen. Hier war das schwierigste Defilée für die arme, rendsburger Damenwelt zu passiren, weil stets eine Batterie von bewaffneten und unbewaffneten Augen den Eingang desselben beherrschte und der gewöhnlich bodenlose Koth des Jungfernstieges diese Passage zu einer der delicatesten machte. Hier fand man des Abends die hohen Mitglieder des Generalstabes, wenn sie Erholung von den Anstrengungen des Tages, namentlich von ihren häufigen Spazierritten oder von der

kopfzerbrechenden Anfertigung von Losung und Feldgeschrei suchten. General v. d. Horst, der edle Heinrich v. Gagern, General Wissel, der Oberst v. Abercron und was Rendsburg sonst an militairischen Notabilitäten aufweisen konnte, waren hier nicht seltene Gäste. Die Harmonie war das Ziel aller ‚Zugereis'ten,' so nannten wir scherzweise die fremden Officiere, welche sich zum Eintritt in die Armee meldeten, und die hier die beste Gelegenheit hatten, die persönliche Bekanntschaft der hohen Machthaber zu machen.

Nur selten zeigte sich hin und wieder einmal eine verlorene, bescheidene Achselklappe unter den zahllosen Epauletten mit und ohne Cantillen, und wenn dies geschah, so gehörte sie gewöhnlich einem jungen, hoffnungsvollen Fähnrich oder einem distinguirten Gemeinen mit glanzledernen Stiefeln und Glacée-Handschuhen an, die sich einmal die große Ehre verschaffen wollten, für ihre väter- oder mütterlichen Schillinge in Gesellschaft von Stabsofficieren zu kneipen.

Nur einmal erlebte ich es, daß ein ziemlich duhner (betrunkener) Kanonier zu meinem und vieler Anderer Ergötzen ungenirt in das Schenkzimmer trat, sich an einen Tisch pflanzte und im echt holsteinischen Dialect seinen ‚Lüttjen un en Glas Beer' (kleinen Schnaps und Glas Bier) forderte, welches Begehren ihm leider von dem Kellner mit der Mahnung, sich lieber zu entfernen, abgeschlagen wurde.

Mit der Lectüre sah es traurig aus, die ‚Freie Presse' war, wenn ich nicht irre, verpönt, nur die officiellen

‚Hamburger Nachrichten‘ die farblose ‚Börsenhalle‘ und der spießbürgerliche ‚Correspondent‘ lagen aus, wozu sich später, auf vielseitiges Begehren, die preußische ‚Kreuzzeitung‘ gesellte.

Gewöhnlich suchten die Gäste Zerstreuung bei einer Parthie Whist oder L'hombre. Kam man sehr spät, d. h. wenn der hohe Stab sich entfernt hatte, so konnte man sein Glück auch bei einem ‚grand et noble jeu‘ versuchen, wozu ein Kamerad mit seinen wohl erworbenen Füchsen Bank legte.

Einen vollständigen Gegensatz zu diesem Local bildete das ‚Hilmers'sche Etablissement‘, in einer Straße des Neuwerks. Hier machte das jüngere, freisinnige und lebenslustige Officiercorps den größten Theil des Publicums aus und unbekümmert um ihre Nachbarschaft traf man gewöhnlich in bunter Reihe Achselklappe und Epaulette in harmloser Eintracht neben einander. Fast immer fand man ein zahlreiches Publicum vor. Ein scharfer Gegensatz zu der aristokratischen Schweigsamkeit der Harmonie bildete die laute Unterhaltung, die von allen Anwesenden geführt wurde. Die Bedienung und ‚Verpflegung‘ war gut und preiswürdig, und ich habe mich hier immer weit gemüthlicher gefühlt, als in dem ersteren Local. Alles, was außer der hohen Aristokratie von der Garnison der Festung auf Bildung und Intelligenz Anspruch machte, war des Abends bei Hilmers versammelt, um bei einem Glase Bier die Chronik des Tages gegenseitig auszutauschen.

Da ich mich einmal auf eine Kritik der rendsburger Lokale eingelassen habe, so darf ich aus der großen Zahl der sonstigen Hôtels noch eines nicht unerwähnt lassen, das mit seinen Bewohnerinnen sich der Gunst eines großen Theils der Officiere der rendsburger Garnison zu erfreuen hatte. Es war das P...... Hôtel, nicht weit von der Hauptwache gelegen.

Weder etwa seiner großen Reinlichkeit, noch sonstigen anderen, vortrefflichen Eigenschaften, hatten es diesen häufigen Besuch zu verdanken. Die Magnete, die eine so große Anziehungskraft dahin ausübten, waren für den bejahrteren Theil des Officierscorps die Wirthin, für den jüngeren deren Tochter.

Die erstere war eine Wittwe, in ihren besten Jahren, d. h. zwischen vierzig und achtzig. In einer Toilette, die einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren gewiß keine Schande gemacht haben würde, die Finger mit Ringen überreichlich beladen, machte sie gewöhnlich in höchsteigener Person die Honneurs an der Table d'hôte, und diesem Umstande, verbunden mit einer extremen Liebenswürdigkeit und einer süß flüsternden Stimme, hatte sie es mehr, als dem oft ungenießbaren Essen zu verdanken, wenn eine ziemlich zahlreiche Tischgesellschaft sich täglich bei ihr versammelte, deren größter Theil gewöhnlich aus alten Capitains mit zweideutiger Haarfärbung bestand.

Auch Fräulein Tochter, eine üppige Blondine mit langen Hängelocken und verführerischer Kleidung, erschien öfter bei Tische, doch war sie es eigentlich, die gewöhnlich

des Abends in den allerheiligsten Privatgemächern der Mutter eine zahlreiche Gesellschaft von jungen Kriegern um sich versammelte.

Ein nothwendiges Bedingniß, um zu diesen Gesellschaften Zutritt zu erhalten, war, daß man entweder Dichter oder Schöngeist sein, Fortepiano spielen und vor allen Dingen Geld haben mußte, den schlechten Champagner zu bezahlen, ohne dessen reichliche Vertilgung keine von diesen Abendgesellschaften abging.

Man konnte es wirklich Keinem verdenken, wenn er dies Surrogat für Familienumgang benutzte, da der letzte selbst in Rendsburg fast nicht zu erlangen war.

Der größte Theil der umgänglichen rendsburger Familien gehörte nämlich dem höheren activen oder pensionirten Militairstande an, und da diese Familien leider fast sämmtlich mit einer großen Zahl heirathsfähiger Töchter gesegnet waren, die bereits seit lange den Zeitpunkt ihrer Mündigkeit hinter sich hatten, so konnte man es keiner Hausfrau verdenken, wenn sie den Besuch ihres Hauses nur Hauptleuten erster Classe mit reellen Absichten gestattete; den einquartierten Seconde-Lieutenant dagegen als ein nothwendiges Uebel nur hin und wieder einmal mit einer Einladung zu einer Tasse Thee beehrte, bei welcher Gelegenheit man ihm möglichst fühlen ließ, eine wie genaue Kenntniß das weibliche Hauspersonal von der Rangliste der schleswig-holsteinischen Armee habe.

Ich wurde von einem Freund, der rasend süße Gedichte machte und das Lied: ‚Wenn's Mailüft'l wehet,'

mit schmelzender Stimme zu singen verstand, einige Mal zu den Abendgesellschaften der schönen ‚Emilia,' so hieß die blondgelockte Wirthstochter, eingeladen, und kann offen gestehen, daß ich einige recht heitre Stunden dort verlebte.

Einquartiert war ich bei einem Bäcker, einem liebenswürdigen Mann, der mir des Morgens die schönsten, warmen ‚Hedewecken'*) zum Kaffe lieferte und mich mit einer Einladung zu einer gemüthlichen Jagdparthie beehrte.

Nach dem Sturm auf Friedrichstadt waren mir die Geschäfte als untersuchungsführender Officier übertragen worden, und da die Herren Freiwilligen, die heute eingestellt wurden, und morgen schon irgend eines Vergehens wegen im Loch saßen, reichlich für meine Beschäftigung sorgten, so fühlte ich bei dem diesmaligen Aufenthalt in Rendsburg die Langeweile mich weit weniger plagen, als sonst.

Auch war es uns vorbehalten, bei der diesmaligen Anwesenheit an dem Sitz unserer höchsten Behörden, der Ehre theilhaftig zu werden, von der Statthalterschaft zu Tisch geladen zu werden.

Eines Morgens in aller Frühe circulirte im Officiercorps eine Benachrichtigung unseres Bataillons-Commandeurs, daß wir sowohl, wie das Officiercorps des 11ten Bataillons, welches ebenfalls den Sturm auf Friedrichstadt mitgemacht hatte, von der Statthalterschaft am nächsten Mittage zur Tafel befohlen seien und daß wir uns präcis

*) Eine Art Kuchen.

3 Uhr am genannten Tage im Locale der Harmonie einzufinden hätten.

Uns Allen kam die Einladung zwar unerwartet, aber gewiß Keinem unerwünscht, und kaum hatte am anderen Tage die Kirchthurmuhr in Neuwerk dreiviertel auf drei geschlagen, als der Jungfernstieg sich mit Kriegern „en grande tenue‘ belebte, die ihre Schritte nach der Harmonie lenkten, und deren schlanke Taillen das fürchterlichste Attentat auf die statthalterschaftlichen Schüsseln befürchten ließ.

Auch ging das Gerücht, daß verschiedene Officierburschen vom 6. Bataillon am Morgen Sardellen und andere pikante Ingredienzien für ihre Herren zum Frühstück besorgt hatten, so daß sich auch von der Seite des Durstes her erwarten ließ, daß die Herren Statthalter zufrieden gestellt werden würden.

Endlich waren wir zahlreich im Entreezimmer versammelt, als die wichtige Frage zur Verhandlung kam, ob wir mit oder ohne Schärpen uns zu dem beschwerlichen Dienst, der uns bevorstand, begeben sollten. Die Officiere vom 11. Bataillon waren ohne, wir mit denselben erschienen. Nach einer langen Discussion siegte endlich das 11. Bataillon; wir entledigten uns der Schärpen, und stiegen bedächtig die Stufen zum Speisesaal hinan.

Noch waren die bei solchen Gelegenheiten üblichen Begrüßungsformeln nicht beendigt, als die Thüre geöffnet wurde und die Statthalter Graf Reventlou und Beseler, die Minister v. Krohn, Francke, v. Harbou und einige

Departements-Chefs, die mir nicht bekannt waren, so wie der Oberst v. d. Tann, in den Saal traten.

Wir stellten uns in Positur und hatten die Ehre, jeder einzeln den Mitgliedern der Statthalterschaft vorgestellt zu werden.

Es war das erste Mal, daß ich mit den Herren in nähere Berührung kam. Sie trugen beide den einfachen schwarzen Frack. Graf Reventlou mit seinem starken Schnurr- und Backenbart, seiner braunen, verwitterten Physiognomie imponirte durch seine hohe, stattliche, aristokratische Figur und Haltung, während Beseler mit seinem runden Vollmondsgesicht und seiner wohlbeleibten Figur den Eindruck eines wohlhabenden Gutsbesitzers auf mich machte.

Der Erstere sprach kurz und bestimmt, der Andere langsam und gedehnt. An ihrem beiderseitigen Auftreten konnte man, ohne groß in die politischen Geheimnisse eingeweiht zu sein, leicht erkennen, wer von ihnen beiden die bedeutendere Rolle spielte.

Was mir an Beseler auffiel, war eine gewisse Zurückhaltung, die er in Allem, was er sagte und that, beobachtete.

Der Kriegsminister, General v. Krohn, war eine große, aber zusammengesunkene, militairische Figur. Er trug einen alten dänischen Waffenrock, mit zwei Reihen Knöpfen und schleswig-holsteinischen Generals-Epauletten, der ihm wie einem Skelett auf dem Leibe hing. Ein grauer Schnurrbart gab seinem sonst unbedeutenden Ge-

sicht wenigstens einen militairischen Anstrich. Er sprach wenig, war verstimmt und schien mir überhaupt nur eine Figur zur Staffage der Tafel zu sein.

Weit bedeutender waren seine beiden Kollegen, der Finanzminister, der lebhafte und gesprächige Francke, und der Minister des Auswärtigen, der feine, diplomatische, gewandte Regierungsrath v. Harbou.

Die Physiognomie des Letzteren machte Anfangs einen unangenehmen Eindruck auf mich, der jedoch bei näherer Bekanntschaft, die ich später mit ihm machte, gänzlich verschwand. Er ist durch und durch ein gewandter Hofmann und Diplomat, dabei im näheren Umgang, namentlich als ich ihn später in Berlin als unseren Geschäftsträger traf, persönlich unendlich liebenswürdig.

Nachdem den conventionellen Formen Genüge geleistet war, d. h. nachdem unsere Namen einzeln den Herren Statthaltern genannt, und wahrscheinlich schon der erste wieder vergessen war, ehe sie noch den letzten vernommen hatten, und hier und da einige Worte über die Ereignisse von Friedrichstadt gewechselt, auch die Geschichte von der zerschossenen Pickelhaube eines Kameraden so oft besprochen war, daß man sie nachgrade auswendig wußte, ging es zu Tisch.

Graf Reventlou führte den Obersten v. d. Tann und den Commandeur des 11. Bataillons, Major v. Cramm, der Statthalter Beseler unseren Commandeur, den Major v. Lüders, und den Kriegsminister zur Tafel. Die genannten Herren nahmen die Ehrenplätze in der Mitte des

Tisches ein, und wir übrigen gruppirten uns in beliebiger Reihenfolge um sie herum.

Die Unterhaltung wollte Anfangs nicht recht in Gang kommen, woran namentlich unsere Unbekanntschaft mit den Herren vom 11. Bataillon, sowie mit denen, die zur Completirung unseres Officiers=Corps fast von allen übrigen Bataillonen zu dem unsrigen commandirt waren, Schuld sein mochte.

Lauter wurde es zuerst in der Mitte des Tisches, wo die Bataillons=Commandeure manche Details über den Sturm auf Friedrichstadt mitzutheilen begannen.

v. d. Tann war der schweigsamste. Obgleich er ja selbst die ganze Affaire geleitet, hörte er doch mehr, als er sprach. Er schien überhaupt in einer sehr gedrückten Stimmung. Der Plan zu seinem Scheiden aus der Armee, in die er mit so großer Hoffnung von allen Seiten eingetreten war, und den er kurze Zeit darauf zur Ausführung brachte, schien damals schon von ihm gefaßt zu sein.

Nach dem zweiten oder dritten Gang nahm Graf Reventlou zuerst das Wort. Er brachte Allen Denen, die vor Friedrichstadt gefochten, in kurzen, aber kräftigen und herzlichen Worten ein Hoch aus, wobei er speciell uns, die wir gegenwärtig, seinen und den Dank des Landes aussprach.

Wir konnten natürlich in ein Hoch, was uns selbst galt, nicht einstimmen, und so fiel der Ruf, von den wenigen nicht betheiligten Anwesenden unterstützt, ziemlich schwach aus.

Allgemach begann endlich die Schweigsamkeit und Niedergedrücktheit, die Anfangs ihre Flügel über die Gesellschaft ausgebreitet hatte, zu weichen und einer fröhlicheren Stimmung, wie wir sie nur immer in der traurigen Lage, in welcher wir uns befanden, haben konnten, Platz zu machen.

Der gute Rothwein, den die Herren Statthalter uns vorsetzten, mochte sein Theil dazu beigetragen haben, und manches sehnsüchtige Auge schweifte durch den Saal, in der Hoffnung, daß irgend einige weißbehelmte Sektbouteillen sich blicken lassen würden, um diese angenehme Stimmung noch zu steigern. Allein vergebens. Schon kündeten Traubenrosinen und Schaalmandeln, wie gewöhnlich, das Ende aller irdischen Tafelfreuden an und immer wieder setzten die geschäftigen Kellner, nach einem bedeutsamen Wink auf eine leere Flasche, einen ‚Feinen Laffitte‘ an ihre Stelle.

Die Einfachheit, die überall unsere Statthalterschaft auszeichnete, waltete auch bei ihren Diners, und so blieb das Sehnen so vieler secondelieutenantlichen Gaumen für heute ungestillt.

Ich hoffte jeden Augenblick, daß Beseler oder einer der anderen Civilisten noch eine Rede oder einen Toast ausbringen würden.

Dieser Wunsch war bis Ende der Tafel aber unerfüllt geblieben.

Fast ganz zuletzt wurde unserem Major die Meldung gemacht, daß die Lieutenants Sommer und Hansen von

unserem Bataillon, beide Schleswig-Holsteiner, der erstere aus Segeberg gebürtig, der letztere aus Niebüll, ein echter Sohn Nordfrieslands, beim Sturm auf Friedrichstadt leicht verwundet, wieder völlig genesen, so eben in Rendsburg eingetroffen seien.

Der Major erhielt von der Statthalterschaft Befehl, sie sogleich hierher rufen zu lassen, und eben sollte die Tafel aufgehoben werden, als sie eintraten.

Ein endloser Jubel begrüßte sie. Beseler stand auf und führte sie beide zur Tafel, indem er sie der ganzen Gesellschaft vorstellte.

Er ergriff darauf das Glas und brachte ihnen in einer ziemlich fließenden Rede einen eben so wohlgemeinten als herzlichen Glückwunsch dar, woran er die Hoffnung knüpfte, daß allen tapferen Kämpfern, welche noch an ihren Wunden darnieder lägen, eine eben so schnelle und glückliche Genesung zu Theil werden möchte.

Diese Rede bildete den Schlußstein des Festmahls.

Wir erhoben uns und eilten, den wiederhergestellten Kameraden persönlich unsere herzlichsten Glückwünsche darzubringen.

Zum Schluß wurden Kaffe und Cigarren präsentirt, und die Gesellschaft lös'te sich in kleinere, conversirende Gruppen auf.

Die Statthalter empfahlen sich frühzeitig und nachdem wir noch eine Weile geplaudert, schickten wir uns Einer nach dem Anderen an, dasselbe zu thun.

Wenige Tage darauf bekamen wir Ordre, Rendsburg zu verlassen und die nahgelegenen Dörfer: Rade, Schacht und Schuldorf, die besten in der Nähe, zu beziehen.

Alles jubelte bei dieser Nachricht, da wir nun doch wenigstens Hoffnung hatten, von dem beschwerlichen Garnisonsdienst befreit zu sein.

Vor unserem Abmarsch hatten wir noch eine Parade vor General Willisen, bei welcher er seine Freude darüber aussprach, daß das Bataillon schon wieder so gut und vollständig aussehe und sich so schnell von dem großen Verluste vor Friedrichstadt erholt habe.

Wenige Tage vorher war sein Bericht über das Unternehmen gegen Friedrichstadt erschienen, in welchem er unserem Bataillon die schmeichelhafte Berechtigung beilegte, den Namen „Friedrichstadt" in seine Fahnen zu schreiben.

Die Leute waren seelensvergnügt, als wir Rendsburg verließen. Brauchten sie doch nun nicht mehr die langweiligen Garnisonwachen zu beziehen und lächelte ihnen doch die Aussicht, sich nicht mehr für drei und einen halben Schilling in den rendsburger Speisehäusern miserabel beköstigen zu müssen, sondern wieder „Speck un Arfen" (Erbsen) in reichlichem Maaße geliefert zu bekommen.

[illegible]

Zum Schluß wurden Kaffe und Cigarren präsentirt, und die Gesellschaft lös'te sich in kleinere, conversirende Gruppen auf.

Die [illegible] empfahlen sich frühzeitig und nachdem wir noch eine Weile geplaudert, schickten wir uns Einer nach dem Andern an, dasselbe zu thun.

X.

Vorposten-Leben vor Eckernförde und Ende.

November und December 1850.

(Aus meinem Briefwechsel mit einem Freunde.)

Gosefeld, den 14. November 1850.

Die Unthätigkeit und Langeweile, zu der unser Bataillon nach dem Sturm auf Friedrichstadt verurtheilt war, haben endlich, seit etwa 8 Tagen, ihr Ende erreicht. Wir haben die schlechten Cantonnements bei Rendsburg mit einer Vorpostenstellung vor Eckernförde vertauscht, welche sich durch den schönen dänischwohlder Güterdistrict, vom eckernförder Meerbusen, an den sich unser äußerster rechter Flügel anlehnt, bis nach Felsenrade, in der Nähe des Wittensee's, erstreckt, wo wir Verbindung mit dem zweiten Jägercorps haben.

Die Quartiere, namentlich die der Replis, welche fast sämmtlich auf den schönen adeligen Gütern einquartiert sind, die hier in geringer Entfernung, eins immer reicher, wie das andere, neben einander liegen, sind vortrefflich. Dabei ist der Dienst nicht grade übermäßig anstrengend, aber durch die stete Berührung, in welche wir mit dem Feind kommen, ungemein interessant.

Ich liege augenblicklich hier in Gosefeld, als Commandeur zweier Replis, deren eins zur Unterstützung

unserer Feldwache auf der eckernförde-rendsburger Straße in der Gosefelder Schmiede, das andere für unsere linke Flügelfeldwache in Ravenshorst dient.

Was ich eben von den guten Quartieren gesagt habe, läßt sich auf die in Gosefeld allein nicht in Anwendung bringen. Ich für meine Person habe mich in dem Hause einquartiert, in welchem das Repli für Ravenshorst liegt. Ich theile hier ein kleines, enges Zimmer mit den Bauersleuten, denen das Haus gehört, und da dieselben aus Mann, Frau, einer zahlreichen Nachkommenschaft und mehreren dienstbaren Geistern bestehen, so kannst Du leicht denken, daß ich mich nicht eben allzugemüthlich in meiner Behausung fühle. Mein Aufenthalt dauert hier indessen nur zweimal vierundzwanzig Stunden, und nach der Ablösung denke ich mich durch einen Besuch auf die Güter, die von unseren den Compagnieen belegt sind, schadlos zu halten.

Auch halte ich mich den Tag über in meiner Behausung wenig auf. Das heitere, gelinde Frostwetter, dessen wir uns seit einigen Tagen zu erfreuen haben, gestattet häufige, sehr angenehme Spaziergänge nach den Feldwachen und durch die Vorpostenlinie, und stete Patrouillen nach Friedensthal und Windebye, zwei zwischen den beiderseitigen Vorpostenlinien gelegenen Gütern, denen wir sowohl, als die Dänen, fast täglich Besuche abstatten, sorgen dafür, daß ich immer gehörig ermüdet nach Hause heimkehre und dann gewöhnlich bald auf meinem Strohlager,

das in einem Winkel des Zimmers bereitet ist, gar bald meine unangenehme Umgebung vergesse.

Von einer Anhöhe, die noch innerhalb unserer Vorpostenlinie liegt, hat man eine reizende Aussicht auf das davor liegende Terrain.

Im Vordergrunde sehen aus dem winterlichen Grün einiger Tannengruppen die weißen Herrenhäuser der Güter F.........l, M.........l und des Schlosses A......f, die sämmtlich von unserem Bataillon besetzt sind, lieblich hervor. Mehr nach dem Hintergrund zu schließen sich daran die blauen Wellen des Windebyer Noers, einer Fortsetzung des eckernförder Meebusens. Geht man von der Anhöhe etwas weiter links, so gestatten die Hügel, die früher den Hintergrund abschlossen, einen reizenden Blick auf das kleine, freundliche Eckernförde, das so still und klar im winterlichen Sonnenschein da liegt, als ob der tiefste Friede seine Schwingen darüber ausgebreitet hielte.

Als ich neulich Abends die Postenlinie visitirte, machte der Klang der eckernförder Glocken, die gerade die Mitternachtsstunde verkündeten, einen recht wehmüthigen Eindruck auf mich.

Gestern Abend machte ich mit 3 Mann eine Patrouille nach dem nahen M., wo unsere Nebenfeldwache steht. —

Wir kamen glücklich dort an, und nachdem ich vor der Thür des Herrenhauses einen von meinen Leuten als Posten ausgestellt hatte, die beiden Anderen aber schnell den Weg zu der im Souterrain liegenden Küche gefunden hatten,

wo sie gewiß das Herz einer barmherzigen Köchin zu rühren hofften, stieg ich die Stufen der Veranda hinan, und auf mein Klopfen öffnete mir die Besitzerin, eine liebenswürdige, junge Wittwe, die Thür zu dem behaglich erwärmten und mit seltenem Geschmack eingerichteten Salon. Ich stellte mich ihr vor, und nachdem ich ihr Grüße einer befreundeten Familie bestellt hatte, lud sie mich zu einer Tasse Thee ein. Als echter deutscher Landsknecht machte ich natürlich nicht viele Umstände, und bald saß ich im schwellenden Sammetsessel, vor mir eine dampfende Tasse des superbsten Thees. Eine schöne Lampe verbreitete eine angenehme Helle, eine Schaar geschmackvoll in einer Glasschale geordneten Kinder des Treibhauses aber einen herrlichen Geruch durch das Zimmer. Dazu unterhielt mich die Wirthin sehr angenehm und entwickelte, namentlich in ihrer Unterhaltung über Vorpostenstellung, Patrouillengang und andere militairische Dinge eine so große Kenntniß, als ich sie manchem von meinen Herren Kameraden nur hätte wünschen können. Der angenehme Unterschied mit meinem Strohlager daheim in meiner dumpfigen und stickluftigen Bauernstube fesselte mich so angenehm, daß ich beinahe Feldwache, Patrouille, Replie und Alles vergessen hätte, hätte nicht das „Halt! Werda!", womit mein Posten vor der Hausthür eine zurückkehrende Patrouille anrief, mich zur rechten Zeit noch an meine Pflicht gemahnt. Ich empfahl mich zögernd, nachdem die liebenswürdige Besitzerin von M. mich, namentlich in dienstfreier Zeit, zu öfterem Besuch eingeladen hatte, und trat dann mit meinen Musketieren, die

ebenso entzückt von ihrer Köchin, als ich von der Herrin war, durch die stockfinstere Herbstnacht den Heimweg nach Gosefeldt an.

So lebt man auf Vorposten!

Heute Abend werde ich abgelös't und in den nächsten Tagen denke ich Dir aus einem bessern Quartier wie heute meine ferneren Erlebnisse mitzutheilen.

Dein u. s. w.

H.....f, den 16. November 1850.

Da ich morgen in aller Frühe wieder auf Feldwache ziehen muß, so beeile ich mich, Dir heute Abend noch in der Kürze einige Zeilen über die beiden letztvergangenen Tage mitzutheilen.

Wer unser Leben in diesen beiden Tagen mit angesehen hätte, der würde entschieden wünschen, nirgends anders während seines Lebens, als auf Vorposten vor Eckernförde sich aufzuhalten.

Wir liegen hier auf H.....f, einem herrlichen, reichen Gut, mit der halben Compagnie, die vorgestern mit mir auf Feldwache war. Gestern und heute thut die andere Hälfte diesen Dienst. Nichts verräth indessen hier die Nähe des Feindes. Wir sind je zwei Officiere in den Zimmern des freundlichen Herrenhauses einquartirt, während die Leute in den warmen und dichten Scheunen sich von den Anstrengungen der letzten Tage durch einen unverwüstlichen Schlaf erholen. Auch der Stab unseres Bataillons liegt hier. Wenn dieser Umstand nun in an-

deren Fällen eben kein angenehmer ist, da die Herren vom Stabe mit ihrem zahlreichen Gefolge von respectiven Bummlern, als: Rechnungsführer, Stabstambour, Stabshornist, Büchsenmacher u. s. w. immer einen großen Platz beanspruchen, so fällt doch hier in dem großen, weitläuftig gebauten Hause, dieser Uebelstand fort und wir genießen nur das ‚Commodum‘, welches das Zusammenliegen mit dem Stabe mit sich bringt, d. h. wir sind eine ziemlich große Zahl von Officieren hier zusammen, wir hören zuerst die Neuigkeiten aus dem hohen Bataillons-Bureau und — — wir haben die Musik bei uns.

Des Mittags essen wir mit der Familie, die außer der geistreichen Hausfrau noch mehrere jugendliche, interessante, weibliche Mitglieder zählt, gemeinschaftlich an einer gutbesetzten Tafel. Die Musik, welche in einem Corridor vor dem Speisesaal placirt ist, erhöht mit ihren lustigen Melodien die Freuden der Tafel und wer zur Mittagsstunde hier eintrifft, der vermuthet gewiß Alles Andere, als daß er hier eine auf Vorposten liegende Truppenabtheilung vor sich sieht. Nach Tisch begeben wir uns in die Privatgemächer der Familie, dort werden Cigarren und Kaffee präsentirt, man politisirt und musicirt und begiebt sich dann auf sein Zimmer, wo man so lange sich mit Lecture oder Briefschreiben die Zeit vertreibt, bis der Bediente zum Thee ruft, und der Abend versammelt dann wieder eine fröhliche Gesellschaft um den patriarchalischen Theetisch. — Den gestrigen Morgen benutzte ich zu einer Tour nach unserem rechten Flügel, dessen äußerster Posten

beim Sandkrug, unmittelbar am Strand des eckernförder Meerbusens steht. Es war ein herrlicher, klarer, durchsichtiger Spätherbstmorgen. Am fernen Horizonte gewahrte man deutlich die dänischen Kriegsschiffe, welche den Eingang zum Hafen blokirt halten. Eckernförde konnte ich deutlich, nur wenige hundert Schritt entfernt, liegen sehen. Sein Eingang ist vom Feinde stark verschanzt, und melancholisch wanderte vor den Schanzen der dänische Doppelposten auf und nieder. Unser Posten pfiff sich ein heit'res Liedchen, zu dem die blauen Wellen der Ostsee harmonisch die Begleitung murmelten. Der Anblick der schönen, herbstlichen Landschaft machte einen tiefen Eindruck auf mich, ich kehrte nach Hause zurück und da es noch eine ziemlich lange Zeit bis Mittag war, nahm ich Bleistift und Papier zur Hand und schrieb, unter dem Eindrucke des gemachten Spazierganges die beiden nachfolgenden Lieder nieder, denen Du als leichte Arbeit aus dem bewegten Feldzugsleben Deine ganze Nachsicht zu Theil lassen werden mußt.

I.

Südwind.

Es dampft am Ostseestrande
Der Lagerfeuer Gluth,
Und tosend peitscht die Wogen
Des Südwinds wilde Wuth.

Und die Kam'raden suchen
Vor seinem Zorne Schutz;
Ich biete seinem Brausen
Mit off'nem Busen Trutz.

Denn her von Süden weht er,
Vom deutschen Heimathland,
Und bringt dem Krieger Kunde
Zum kühl umrauschten Strand.

Er bringt mir ja des fernen,
Verlass'nen Vaters Gruß,
Es schickt mit ihm die Mutter
Mir ja den Abendkuß;

Er schlingt der Schwestern Arme
Ja um des Bruders Brust,
Bringt mir der Heimath Wonne
Und auch der Heimath Lust;

Bringt von den Freunden Kunde —
Ob, wie das Ohr mir klingt —
Er wohl auch einen Seufzer
Vom fernen Liebchen bringt?

II.

Nordwind.

Die Sonne sank im Westen,
Schon träumet die müde Welt,
Von Norden rauscht es leise
Hinab den blauen Belt.

Es ist der Sohn der Halde,
Der heut nach Süden zieht,
Aus Skandinaviens Berge
Zum fernen Deutschland flieht.

O nimm auf Deine Schwingen
Den heimwehkranken Sinn,
Und rausche durch die Wogen
Mit ihm zur Heimath hin!

O brause um die Giebel
Vom stillen Vaterhaus,
Und theil dort tausend Grüße,
Viel tausend Küsse aus.

Und sage allen Lieben:
Ich steh' am fernen Strand,
Schau immer hin nach Süden
Voll Sehnen unverwandt!

Und triffst Du eine Jungfrau
Im stillen Kämmerlein,
Dann schmeichle Dich ganz leise
In ihre Locken ein;

Dann sag' ihr, daß Du eben
Die Stirne mir geküßt,
Dann sag' ihr, daß ich sterben
Vor lauter Heimweh müßt'!

Leb' wohl, morgen ziehe ich wieder auf Feldwache. Bald hörst Du mehr von

Deinem u. s. w.

L....., den 24. November 1850.

Seit etwa acht Tagen sind wir von Vorposten abgelös't und noch acht Tage der Ruhe stehen uns bevor, ehe es uns wieder vergönnt ist, mit dem Feind in nähere

Berührung zu kommen. Ich wünschte, sie wären vorüber. Sehnsüchtig blicken wir alle Morgen nach dem Himmel, in der Hoffnung, sein Blau möge bald der Verkünder eines kalten und trocknen Winterwetters werden, da unsere einzige Hoffnung jetzt der Frost ist, von dem wir wünschen, daß er recht bald die natürlichen Befestigungsmittel der dänischen Stellung, auf die ihre ganze Stärke beruht, illusorisch machen möchte. Allein bis jetzt hoffen wir noch vergeblich. Jeden Morgen deckt dichtes Grau den Himmel, das sich im Laufe des Vormittags gewöhnlich in einen feinen Staubregen auflös't.

Ich bedaure von ganzem Herzen das arme achte Bataillon, welches augenblicklich auf Vorposten steht. Es hat durch die Witterung sehr viel zu leiden, dennoch soll der Gesundheitszustand immer noch ein erträglicher sein.

Wir können es hier schon aushalten. Mit allem Comfort ausgestattete Zimmer, deren wir jeder eins bewohnen und in denen selbst ein nettes Billard nicht fehlt, lassen uns das schlechte Wetter vergessen. Dazu kommt ein liebenswürdiger Wirth, der Besitzer von L....., dessen gutbesetzte Tafel und wohlversorgter Weinkeller uns nichts zu wünschen übrig lassen. Ich weiß nicht, welchem Umstande er es zu verdanken hat, daß er bei anderen Truppentheilen, die hier gelegen, nicht in so gutem Andenken steht. Uns hat er mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit aufgenommen, er sucht uns in jeder Beziehung das Leben angenehm zu machen, hat uns bereits zu verschiedenen Malen sein schönes Viergespann zu Gebote gestellt, und

wenn ich ihm einen Vorwurf machen möchte, so ist es einzig und allein der, daß er seine Frau Gemahlin nebst Fräulein Tochter in eine fast klösterliche Abgeschlossenheit von uns hält. Ich habe sie beide bis jetzt nur wie Schatten auf den Corridors vorüberhuschen sehen, hoffe indessen, daß es mir noch gelingen wird, sie einmal von Angesicht zu Angesicht zu erblicken. Man kann es dem alten Herrn vielleicht nicht verdenken, wenn er, seinen leichten Gästen gegenüber und in so bewegter Zeit, die Seinigen in etwas zu strenge Zurückgezogenheit hält.

Vorn vor'm Feind ereignete sich weiter nichts Neues, als daß er neulich im Schutz des dichten Morgennebels die Feldwache auf M. zu überfallen suchte. Durch die Unaufmerksamkeit eines Doppelpostens, die Feldwache war vom siebenten Bataillon besetzt, wäre ihm dies beinahe gelungen. Die Replis waren indessen zur rechten Zeit bei der Hand und er mußte mit langer Nase abziehen.

Da mir bei meinem sonst einförmigen Leben weiterer Stoff fehlt, so schließe ich für heute. u. s. w.

H.....f, den 19. December 1850.

Ich habe Dir so lange nicht geschrieben, weil eine Urlaubsreise in einer dringenden Privat-Angelegenheit mich fast vierzehn Tage aus dem Lager und dem Lande entfernt gehalten hatte.

Heute Morgen kehrte ich grade zur rechten Zeit wieder zurück, die ganze Brigade fand ich allarmirt. Der Feind hatte so eben abermals einen Coup auf M. unter-

nommen, der für uns beinahe schlimm hätte ablaufen können. Das siebente Bataillon hatte nämlich die Unvorsichtigkeit begangen, auf M., wo die Feldwache lag, auch noch eine weitere Anzahl Leute, die nicht zur Feldwachmannschaft gehörten, einzuquartieren. Diese Leute hatten es sich natürlich ganz bequem in ihrem Quartiere gemacht, und der Herr Commandeur der Feldwache, der wahrscheinlich sich dort eben so sicher glaubte, war durch diesen Fehler von oben herab veranlaßt worden, ihrem Beispiel zu folgen. Er hatte seine Feldwache, die in einem der entfernteren Wirthschaftsgebäude lag, verlassen und sich ganz gemüthlich in die zweite Etage des Herrenhauses einquartiert. Diese Sorglosigkeit wäre ihm indessen beinahe theuer zu stehen gekommen. Als die Dänen nämlich heute in der frühen Morgenstunde ihren Angriff durch den Garten des Herrenhauses machten, gelang es ihm nur mit genauer Noth seine Person zu retten, während sein Bediente mit seinen sämmtlichen Sachen und mehrere der einquartierten Mannschaften, die im tiefsten Morgennegligée auf dem Hof umherspazierten, gefangen genommen wurden. Es entspann sich nun zwischen den Mannschaften der Feldwache und dem Feinde, der in der Stärke von zwei Compagnien vorgegangen war, auf M. ein lebhaftes Tirailleurgefecht, und wenn die Unterstützung nicht so rechtzeitig bei der Hand gewesen wäre, so hätten diese Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit gewiß schlimmer bezahlt werden müssen, als es der Fall war. So warfen wir indessen nach kurzem, aber lebhaften Gefecht, den Feind in seine

alte Stellung zurück. Er begnügte sich mit den Gefangenen, die er gemacht und warf zum Ueberfluß von einem, im Hafen stationirten Kanonenbot, einige Granaten auf unsere Truppen, die indessen ohne Wirkung auf halber Distance crepirten. Gegen Mittag ging Alles in seine alten Stellungen zurück und unser Bataillon lös'te das siebente vom Vorposten ab. Wir haben diesmal mit der ersten Compagnie getauscht, die heute die Feldwachen in Gosefeld und Lehmsick bezogen hat, während wir die Feldwachen auf M. und der Seekathe, sowie H....f besetzt halten.

Die Gerüchte vom Anmarsch der Oesterreicher gewinnen immer mehr an Consistenz. Wenn wir vor ihrer Ankunft noch etwas Entscheidendes unternehmen wollen, so schenke uns der Himmel bald den noch immer vergeblich erwarteten Frost.

H....f, den 26. December 1850.

Noch immer hat sich in unserm Vorposten-Leben nichts geändert. Immer noch kein, oder wenigstens doch ein solcher Winter, wie wir ihn nicht gebrauchen können und immer bedrohlichere Gerüchte von Reichscommissären und Executionstruppen.

Das Weihnachtsfest haben wir auf Vorposten verlebt. Am heiligen Abend war ich auf Feldwache. Wir waren von oben herab zur größten Aufmerksamkeit während der Festtage ermahnt worden, da alle drei Feldzüge uns gelehrt hatten, daß der Feind Sonn- und Festtage vor allen

anderen gern zu seinen Unternehmungen wählte. Da ich außerdem den Lieblingsangriffspunkt in unserer Linie, die Feldwache auf M. hatte, so war doppelte Wachsamkeit nöthig. Ich instruirte meine Posten daher auf's Genauste, schärfte ihnen alle Vorsichtsmaßregeln noch einmal ein und der Tag verlief ruhig und ohne Störung.

Gegen Abend ließ mich die liebenswürdige Besitzerin von M. zu sich rufen, und eröffnete mir mit gewohnter Freundlichkeit, wie sie gesonnen sei, der Feldwachmannschaft eine kleine Weihnachtsfreude zu bereiten.

Gegen eine Vertheilung von Pfannkuchen, die sie beabsichtigte, hatte ich natürlich nichts einzuwenden. Etwas bedenklicher schien mir dagegen die Verabreichung eines Kessels Punsch, allein ich willigte zuletzt auch darin, unter der Bedingung jedoch, daß die Vertheilung des letzteren unter meinen Augen stattfinden solle. Gegen sieben Uhr, als eben die erste Nummer wieder auf Posten kommen sollte, begann das originelle Fest.

Die Meiereimädchen schleppten Schüsseln mit babylonischen Thürmen von Pfannkuchen und einen mächtigen Kessel Punsch herbei. Der älteste Sergeant der Feldwache commandirte: ‚erste Nummer mit Kochkesseldeckel antreten!‘ und nun wurden Jedem zwei dampfende Pfannkuchen und eine, für die meisten Magen leider homöopathische Portion Punsch verabreicht. Ein allgemeiner Jubel verkündete, wie sehr die Leute die Weihnachtsspende der freundlichen Wirthin zu würdigen verstanden. Die erste Nummer rückte vergnügt auf Posten, während dessen ging

die Vertheilung bei der zweiten vor sich, und als die dritte, durchgefroren und naß, vom Posten abgelös't, zurückkehrte, begrüßte ein abermaliger Jubel die duftenden Pfannkuchen und die Bowle.

Für die Unterofficiere erschien Butterbrod und Wein und mich ließ die Wirthin zu Tisch nach dem Herrenhause laden. Ich war Anfangs stark in Zweifel, ob ich die Einladung annehmen sollte, da ich keine Lust verspürte, mich am Weihnachtsabend im Herrenhause beim Abendessen gefangen nehmen zu lassen, allein als ich nach einem Freiwilligen rief, der solange vor der Thür Posten stehen und mir, sobald Etwas vorfiel, davon Meldung machen sollte, und sich die ganze Feldwache dazu drängte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, suchte einen zuverlässigen Mann aus und wanderte von der Scheune, in welcher die Feldwache lag, getrost nach dem Herrenhause. Ein freundlich gedeckter Tisch stach mir gastlich in die Augen, ich nahm an der Seite der Wirthin Platz, die mir eine vortreffliche Portion Karpfen, dem im Lande gebräuchlichen Weihnachtsgericht, servirt hatte. Als ich mich eben darüber hermachen wollte, stürzte mein Posten in's Zimmer, und meldete mir, daß so eben in ziemlicher Nähe zwei Schüsse gefallen seien. Ich hatte noch eben so viel Zeit, nach Mütze und Säbel zu greifen und mich, indem ich aus dem Zimmer eilte, zu empfehlen. Mein alter, zuverlässiger Sergeant hatte die Wache schon unter Gewehr gerufen, ich wählte sogleich vier Leute zu einer Patrouille aus, übergab dem Sergeanten den Befehl über die Feld-

wache und marschirte mit der Patrouille ab, um mich nach der Ursache der unwillkommenen Störung zu erkundigen. Ich ging auf der graden Straße nach Eckernförde vor und als ich an den Posten, welcher auf derselben stand, ankam, meldete mir derselbe, daß er so eben auf eine feindliche Patrouille Feuer gegeben habe. Ich schickte sogleich den Befehl nach der Feldwache, noch einen Theil der Leute zur Verstärkung hierher zu senden, ließ von den Mannschaften, die ich bei mir hatte, eine Spitze formiren und rückte vorsichtig auf der Straße nach Eckernförde vor. Es war eine dichte Finsterniß und wir hatten die größte Aufmerksamkeit nöthig. So gelangten wir bis vor dem, zwischen unserer und der dänischen Vorpostenkette gelegenen Hof ‚W..........l.' Ich schickte eine Schleichpatrouille dahin ab, und als ein verabredetes Zeichen mich benachrichtigte, daß nichts vom Feinde zu sehen sei, ließ ich den Hof von allen Seiten besetzen und begab mich zu dem Besitzer, einem kerndeutschen Landmanne, von dem ich die Kunde erhielt, daß allerdings vor einer halben Stunde eine starke dänische Patrouille hier gewesen sei, sich sofort aber, nachdem unser Posten auf ihre Spitze Feuer gegeben, wieder zurückgezogen habe.

Nach dieser Mittheilung hielt ich es nicht für rathsam weiter angriffsweise zu Werke zu gehen, ich zog mich mit meinen Leuten mit aller nur möglichen Vorsicht zurück und gelangte glücklich wieder nach M.

Nach dieser Störung, die ich für ein böses Omen hielt, mochte ich zur Fortsetzung meiner Abendmahlzeit

nicht nach dem Herrenhause zurückkehren. Ich verzehrte dieselbe auf meiner Feldwache, und um mich gegen die Müdigkeit, die mich nach dem abendlichen Marsch befiel, zu schützen, schrieb ich die folgenden Verse auf, die ich am andern Morgen als Weihnachtsangebinde der Besitzerin von M. für ihr Album schickte:

M........l,

als es zwischen den Vorposten lag.

Der keuschen Schönen gleichst Du, holdes Tempe,
Um die als Freier kühn der Krieger ringt,
Auf Deinen Fluren ist es, wo der Kämpe
Für heil'ges Recht den rost'gen Degen schwingt.

Verstummt ist zwar das Lied der Nachtigallen,
Doch nicht der Winter trieb allein sie fort;
Der Waffen Rauschen war's in Deinen Hallen,
Was sie vertrieb aus ihrem Lieblingsport.

Und wo der Westwind sonst auf leichten Schwingen
Der Rose Blatt zum kühlen Strand geführt,
Und wo der fernen Abendglocken Klingen
Der Erle Blätter zitternd sonst gerührt;

Und wo der Mutterliebe stilles Walten
Im engen Haus sich schuf die eigne Welt,
Und wo der Anmuth heitere Gestalten
Zum frohen Kreis zusammen sich gesellt;

Da tönt jetzt nur der Schwerter dumpfes Klirren,
Der Büchse Knall, der Wachen Werda=Ruf,
Und durch zertret'ne Saatenfelder irren
Die Feinde fort, verfolgt von Rosseshuf.

Doch nur getrost! Bald soll die Stunde schlagen,
Wo Dir der Freiheit Sonne wieder lacht,
Es kommt der Tag, wo wir die Freier jagen,
Daß keiner je Dich mehr zu stören wagt.

Und wenn des Frühlings schaffenreiches Wehen
Dich wieder kleidet in der Schönheit Glanz,
Hol' ich von Deinen laubbedeckten Höhen
Mir einen frischen, grünen Eichenkranz.

Die Feiertage haben wir angenehm und ohne Störung auf H.....f, im Kreise der Familie des Besitzers verlebt. Wir Alle sind gespannt, was die kommenden Tage und das neue Jahr uns bringen werden.

Ereignet sich irgend etwas Bemerkenswerthes, so erhältst Du Nachricht von u. s. w.

Mit dem Jahre 1850 schließt der Rahmen ab, in welchem, wie der Titel besagt, meine Bilder hineingehören. Was wäre von der spätern Zeit, die den Herzogthümern und uns Allen nichts als herben Schmerz und tiefe Trübsal brachte, auch noch weiter Wissenswerthes oder Interessantes zu sagen?

Wir standen noch auf Vorposten, als wir die Proclamation unserer Statthalterschaft erhielten, welche uns die Ankunft der Reichscommissare und mit ihr die Einstellung der Feindseligkeiten meldete.

Die Armee zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit ihres Rufes würdig. Still und geduldig ertrug ein Jeder das Unvermeidliche.

Am Morgen des 17. Januar 1851 traten wir den Marsch aus Schleswig hinter die Eider an. Mit traurigen Gefühlen schieden wir von dem Bruderlande, dessen südlicher Theil durch unseren Abmarsch nun auch der grenzenlosesten Willkühr des Feindes preisgegeben wurde, und um dessen Besitz so mancher Tropfen Blut geflossen war.

Nimmermehr werde ich den Schall der Fußtritte vergessen, als wir über die kleine Eiderbrücke bei Osterrade marschirten. Sie klangen mir wie eine dumpfe Mahnung an das Ohr, noch einmal umzublicken nach dem Lande, von dem wir jetzt für immer Abschied nahmen, und in dessen Boden so mancher Kämpfer den ewigen Schlaf schläft. Glücklich, daß er den heutigen Tag nicht mit zu erleben brauchte.

Bald verhallten indessen auch die Fußtritte und nichts knüpfte uns mehr an Schleswig, als die Aussicht auf gemeinschaftliches Leiden und so manche schöne Erinnerung, die wohl von Keinem, der das Schwert für Schleswig-Holstein zog, je weichen wird.

Ich wartete, bis der letzte Mann unseres Bataillons die Brücke passirt hatte, und schloß mich, nachdem ich noch ein

,Stehe fest und nimmer weiche,
Wie der Sturm auch dräuen mag.'

dem treuen Bruderlande zugerufen hatte, dem Zuge wieder an. —

Berichtigungen.

Seite 42, Zeile 14 v. u., statt: ‚Danske Eijendom‘ lies: ‚Dansk Eiedom‘.

Seite 45, Zeile 7 v. o., statt: ‚die man nach Beschreibungen‘ lies: ‚die man sich nach Beschreibungen‘.

Seite 62, Zeile 6 v. u., statt: ‚Rosenberger‘ lies: ‚Rosenborger‘.

Seite 148, Zeile 1 v. o., statt: ‚unheimlicher‘ lies: ‚unheimlichen‘.

Seite 149, Zeile 2 v. o., statt: ‚mir‘ lies: ‚mein‘.

Seite 153 statt: ‚XI.‘ lies: ‚IX.‘

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite.
I.	Schleswig	1
II.	Tod des Obersten St. Paul	23
III.	Nach der Schlacht bei Fridericia	39
IV.	Aus dem Tagebuche eines gefangenen Schleswig-Holsteiners	55
V.	Ein Feld-Gottesdienst	73
VI.	Die erste Inspection vor Willisen	87
VII.	Zeltlager bei Rendsburg	103
VIII.	Der Sturm auf Friedrichstadt	125
IX.	Die Rückkehr nach Rendsburg und ein Diner bei der Statthalterschaft	153
X.	Vorpostenleben vor Eckernförde u. s. w.	173

Goss, Rich.

Genre-Bilder aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen von 1849 u. 1850

Lpzg 1851